

Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

Coloured covers/  
Couverture de couleur

Coloured pages/  
Pages de couleur

Covers damaged/  
Couverture endommagée

Pages damaged/  
Pages endommagées

Covers restored and/or laminated/  
Couverture restaurée et/ou pelliculée

Pages restored and/or laminated/  
Pages restaurées et/ou pelliculées

Cover title missing/  
Le titre de couverture manque

Pages discoloured, stained or foxed/  
Pages décolorées, tachetées ou piquées

Coloured maps/  
Cartes géographiques en couleur

Pages detached/  
Pages détachées

Coloured ink (i.e. other than blue or black)/  
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)

Showthrough/  
Transparence

Coloured plates and/or illustrations/  
Planches et/ou illustrations en couleur

Quality of print varies/  
Qualité inégale de l'impression

Bound with other material/  
Relié avec d'autres documents

Continuous pagination/  
Pagination continue

Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/  
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure

Includes index(es)/  
Comprend un (des) index

Title on header taken from: /  
Le titre de l'en-tête provient:

Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/  
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.

Title page of issue/  
Page de titre de la livraison

Caption of issue/  
Titre de départ de la livraison

Masthead/  
Générique (périodiques) de la livraison

Additional comments: /  
Commentaires supplémentaires:

This item is filmed at the reduction ratio checked below /  
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X	12X	14X	16X	18X	20X	22X	24X	26X	28X	30X	32X
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>



Jesus, Maria, Joseph!

# Rundschan vom Berge Karmel.

I. Jahrgang.

februar, 1898.

Nummer 5.

## Sterne und Rosen.

Ein lieblicher Stern ist gefallen  
Es Herab aus himmlischen Höh'n,  
Der lieblichste von allen,  
So wunderhold und schön.

Geschwebt ist die heiligste Rose  
Vom Himmel zur Erde hin,  
Sie liegt in Mariens Schooße,  
Sie ruht auf Mariens Knie'n.

Die Sterne kreisen und kreisen,  
Und suchen den Wunderstern,  
Und jagen klagende Weisen  
Um ihren verlorenen Herrn;

Der Erde Rosen sie fragen  
Die Lüfte, die um sie weh'n:  
Was hat sich doch zugetragen,  
Daß wir vor Liebe vergeh'n? —

Da erhebt sich Maria voll Weihe  
Und wieget ihr Kindlein so leis  
Sie tritt hinaus in das Freie,  
Vor Lieb' ist das Herz ihr so heiß,

Und wie sie hinausgetreten,  
Erwacht der göttliche Sohn;  
Und sein Erwachen ist Belen  
Hinzu zu des Vaters Thron;

Und diezer Blick voll Wunder  
Erschüttert der Sterne Chor;  
Sie schauen alle herunter  
Und zittern freudig empor;

Und jagen Lieder voll Wonne,  
Voll Licht und heiliger Lust:  
„Gefunden ist unsere Sonne,  
Sie ruht an der Jungfrau Brust.

Laßt uns der Jungfrau winden  
Die schimmerndste Strahlenkron',  
Auf daß wir Gnade finden  
Bei ihrem göttlichen Sohn!“ —

Und was da gesungen die Sterne  
Die Lüfte haben's erlauscht,  
Und haben es nah und ferne  
Den Rosen zugerauscht.

Da war kein blühender Schößling  
Der sich nicht balsamisch ergoß:  
Den göttlichen Rosenstrophling  
Ein Strom von Aroma umfloß;

Wohin die Jungfrau sich wandte  
Mit ihrer Bürde so hold,  
Da brachten im Liebesbrande  
Die Rosen der Liebe Gold.

So pranget sie zart und innig  
Als Rosenkönigin ganz;  
Und willst Du sie ehren sünnig,  
So bete den Rosenkranz!

## Aus dem Blumengarten vom Berge Karmel.

Von Very Rev. Anastasius J. Kreidl, O. C. C.

(Schluß.)



folgend bringen wir auch eine Liste unvollkommener localer Ablässe und zwar in derselben Ordnung, wie wir die vollkommenen Ablässe brachten. Erstens solche, welche in irgend einer Pfarrkirche gewonnen werden können, falls es unmöglich ist, eine Karmeliterkirche zu besuchen und dann solche locale Ablässe, welche nur in Karmeliterkirchen gewonnen werden können.

### Locale Ablässe.

1. Siebenundachtzig Jahre und 87 Quadragenen an jedem Samstag und Sonntag.

2. 7 Jahre und 7 Quadragenen einmal täglich durch Beten eines Vaterunfers in der Kirche für die Lebenden und für die Todten.

3. 3 Jahre und 3 Quadragenen jeden Donnerstag.

4. Theilweise Ablässe an folgenden Tagen.

35 Jahre und 35 Quadragenen an dem Feste der Hl. Hl. Fabian und Sebastian, und an jedem Tage während der Oktave.

425 Jahre und 425 Quadragenen an dem Feste Mariä Reinigung.

65 Jahre und 65 Quadragenen an jedem Tage der Oktave.

87 Jahre und 87 Quadragenen jede Woche in der Fastenzeit durch einen Besuch in der Kirche an Mittwochen, Freitagen und Samstagen.

425 Jahre und 425 Quadragenen an dem Feste der Verkündigung Marien's.

65 Jahre und 65 Quadragenen an jedem Tage der Oktave.

195 Jahre und 195 Quadragenen am Charfreitage.

35 Jahre und 35 Quadragenen am Ostersonntag und an jedem Tage der Oktave.

195 Jahre und 195 Quadragenen am Feste der Kreuzerhöhung. (3. Mai.)

35 Jahre und 35 Quadragenen am Pfingstsonntage und an jedem Tage der Oktave.

25 Jahre und 35 Quadragenen an dem Feste des Hl. Johannes des Täufers und der Oktave. (24. Juni.)

30 Jahre und 30 Quadragenen an dem Feste Mariä Heimjagung und Oktave. (2. Juli.)

425 Jahre und 425 Quadragenen an dem Feste Mariä Himmelfahrt. (15. August.)

65 Jahre und 65 Quadragenen an jedem Tage der Oktave. Dieselben Ablässe an dem Feste und während der Oktave Mariä Geburt. (8. September.)

195 Jahre und 195 Quadragenen an dem Feste der Kreuzerhöhung. (14. September.)

35 Jahre und 35 Quadragenen an dem Feste und während der Oktave des Hl. Michael. (29. September.)

35 Jahre und 35 Quadragenen an dem Feste und während der Oktave Mariä Dpferung. (21. November.)

Dieselben Ablässe für das Fest der Unbefleckten Empfängniß. (8. Dezember.)

### 10. Kapitel.

#### Stationen-Ablässe.

Frage. Warum haben gewisse römische Kirchen die Ablässe der sogenannten Stationen?

Antwort. Um einen Gebrauch zu verewigen, der seinen Ursprung in den ersten Tagen der Kirche hatte. Dieser Gebrauch bestand in den Besuchen von Kirchen, welche

das Andenken an die Märtyrer oder Reliquien des Leidens unseres Herrn Jesu Christi enthielten. In alten Zeiten nahmen die Päpste mit dem Klerus an den feierlichen Prozessionen des Volkes nach jenen Kirchen theil und zwar an festgesetzten Tagen und unter feierlichen Ceremonien. Diese Stationen und die besonderen Kirchen, in denen sie stattfanden, sind in dem Römischen Missale an den Tagen angegeben, an welchen sie stattfanden.

Papst Gregor der Große und seine Nachfolger gewährten viele Ablässe allen Denjenigen, welche diese Kirchen an jenen Tagen besuchen würden.

Clemens IX. gewährte allen Gläubigen, welche an jenen Tagen die Karmeliterkirchen in irgend einem Orte der Welt besuchen, dieselben Ablässe, welche durch den Besuch der Stationskirchen in Rom gewonnen werden konnten. Hierbei geben wir eine Liste, so vollständig, wie wir sie erlangen konnten.

1. Januar. Beschneidung unseres Herrn. 30 Jahre und 30 Quadragenen.

6. Januar. Hl. Drei Könige. 30 Jahre und 30 Quadragenen.

Februar. An den Sonntagen Septuagesima, Sexagesima und Quinquagesima. 30 Jahre und 30 Quadragenen.

März. Am Aschermittwoch. 15 Jahre und 15 Quadragenen.

An jedem Tage während der Fastenzeit. 10 Jahre und 10 Quadragenen.

Am vierten Sonntage der Fastenzeit. 15 Jahre und 15 Quadragenen.

Am Palmsonntage. 25 Jahre und 25 Quadragenen.

Am Charfreitage. 30 Jahre und 30 Quadragenen.

Am Samstag vor Ostern. 30 Jahre und 30 Quadragenen.

Am Ostermontage und an jedem Tage während der Oktave, einschließlich den ersten Sonntag nach Ostern, 35 Jahre und 35 Quadragenen.

April 25. Hl. Marcus. 30 Jahre und 30 Quadragenen.

Dasselbe an jedem der drei Rogationstage.

Mai. Pfingstvigil, 10 Jahre und 10 Quadragenen.

Pfingstsonntag und an jedem Tage während der Oktave, 30 Jahre und 30 Quadragenen.

September. An Quatembertagen. 10 Jahre und 10 Quadragenen.

Am dritten Sonntage des Advents. 15 Jahre und 15 Quadragenen.

Am Mittwoch, Freitag und Samstag der Quatemberwoche, 10 Jahre und 10 Quadragenen.

Am vierten Adventsontage, 10 Jahre und 10 Quadragenen.

24. Dezember. Vigil des Christfestes. 15 Jahre und 15 Quadragenen.

25. Dezember. Beim Beivohnen der Mitternachtsmesse. 15 Jahre und 15 Quadragenen.

Beivohnen der zweiten Messe am Christfest. 15 Jahre und 15 Quadragenen.

26. Dezember. Hl. Stephan. 30 Jahre und 30 Quadragenen.

27. Dezember. Hl. Johannes, der Evangelist. 30 Jahre und 30 Quadragenen.

28. Dezember. Hl. Unschuldigen Kinder. 30 Jahre und 30 Quadragenen.

## 11. Kapitel.

### Entscheidungen.

Frage. Ist es jedem Priester gestattet, Gläubige mit dem Skapulier zu bekleiden und in die Skapulierbruderschaft aufzunehmen?

Antwort. Nein. Nur Priester, welche entweder von dem Orden oder von ihren Bischöfen die Fakultäten dazu erhalten haben, können gültiger Weise das Skapulier geben und in die Skapulier-Bruderschaft aufnehmen.

Frage. Kann ein Priester, welcher diese Fakultäten besitzt, sich selbst mit dem Skapulier bekleiden?

Antwort. Ja. Er kann sich selbst mit dem Skapulier bekleiden, wenn seine Fakultäten unbeschränkt sind.

Frage. Können abwesende Personen in die Bruderschaft aufgenommen werden?

Nein. Es ist nothwendig in eigener Person von einem Priester bekleidet zu werden. Nur in dem Ausnahmefalle, daß eine Person im Sterben liegt und vom Priester nicht erreicht werden kann, kann dieser Person von einer dritten Person ein geweihtes Skapulier gebracht werden und dadurch wird die sterbende Person ein Mitglied der Bruderschaft. Dies ist die einzige Ausnahme von der Regel, aber es ist immer gut, ein geweihtes Skapulier Personen zu senden, welche es gern tragen würden und die einen Priester, welcher die nöthigen Fakultäten besitzt, nicht erreichen können. Dadurch, daß solche Personen ein solches Skapulier sich selbst umhängen, werden sie zwar nicht Mitglieder der Bruderschaft, aber sie erlangen zweifellos die Hilfe des Segens und des Schutzes Unserer lieben Frau.

Frage. Sollten Kinder, welche noch nicht das Alter der Vernunft erreicht haben (sieben Jahre) in die Bruderschaft aufgenommen werden?

Antwort. Die hl. Congregation, obgleich sie es nicht für zulässig erachtet, hat im Jahre 1864 auf die Frage eines französischen Missionärs entschieden, daß Kinder, welche in so jungem Alter mit dem Skapulier bekleidet werden, alle Ablässe und Privilegien des Skapuliers gewinnen, sobald sie das Alter der Vernunft erreichen, ohne daß sie von neuem aufgenommen werden müßten. Es ist ein sehr lobenswerther, in vielen Pfarreien eingeführter Gebrauch, allen Kindern am Tage ihrer ersten Kommunion das Skapulier zu geben.

Frage. Können bereits verstorbene Personen als Mitglieder der Bruderschaft eingeschrieben werden?

Antwort. Nein. Nur lebende Personen, welche das Skapulier von einem Priester empfangen haben, können eingeschrieben werden.

Frage. Können Solche, welche mit dem Skapulier bekleidet worden sind, alle Ablässe

und Privilegien gewinnen von dem Augenblicke an, nach dem der Priester ihnen das Skapulier gab oder nur von der Zeit an, wo ihre Namen in das Register der Bruderschaft eingetragen sind?

Antwort. Sie können alle Ablässe und Privilegien gewinnen, sobald ihre Namen von dem Priester oder von einer Person, die der Priester damit beauftragt hat, niedergeschrieben sind. Jedoch ist der Priester verpflichtet, sobald er kann, die Namen an das nächste Kloster des Ordens oder an eine Bruderschaft behufs Registrierung einzusenden.

Frage. Müssen Missionäre die Namen auch niederschreiben.

Antwort. Ja, weil von dieser Regel keine Ausnahme gemacht worden ist. Selbst Karmeliter-Väter müssen es thun.

Frage. Ist es nöthig wieder registriert zu werden, wenn das erste Skapulier abgetragen ist?

Antwort. Nein. Nur das erste Skapulier muß geweiht und von dem Priester um die Schultern gelegt werden. Wenn dieses abgetragen ist, kann ein neues gekauft oder gemacht werden und ohne weitere Ceremonie von der betreffenden Person selbst angelegt werden.

Frage. Wie muß das Skapulier gemacht werden?

Antwort. Aus zwei Stücken brauner Wolle, viereckig in Form, verbunden durch zwei Bänder oder Schnuren von irgend welcher Farbe. Es muß über den Schultern getragen werden, der eine Theil auf dem Rücken, der andere auf der Brust. Es braucht nicht auf dem bloßen Körper getragen zu werden, sondern auch über irgend einem der Unterkleider. Die Karmeliter selbst tragen ihre großen Skapuliere über dem Habit.

Frage. Gewinnt ein Mitglied der Bruderschaft, falls dasselbe das Skapulier nicht trägt, die Ablässe zur Zeit, während dieses Mitglied das Skapulier nicht anhat?

Antwort. Nein. Um die Ablässe und Privilegien des Skapuliers zu gewinnen,

muß das Skapulier getragen werden. Aber selbst wenn das Skapulier während einiger Zeit nicht getragen wurde—in dem Augenblicke, wenn die betreffende Person das Skapulier wieder anlegt—wird dieselbe wieder theilhaftig aller Privilegien des Skapuliers. Nur in dem Falle, daß eine Person das Skapulier fortwirft, weil diese Person nicht an das Skapulier glaubt oder dasselbe verachtet, ist eine Neubekleidung nothwendig.

Frage. Muß auf dem Skapulier ein Bild der Hl. Jungfrau sein?

Antwort. Nein. Das braune Tuch allein ist nothwendig. Dasselbe kann aber mit irgend einem religiösen Bilde oder Embleme versehen sein.

Frage. Besteht in Bezug auf die Samstag-Privilegien ein Unterschied zwischen einem Mitgliede der Bruderschaft, das allen Verpflichtungen der Bruderschaft nachkommt und zwischen einem Mitgliede des Dritten Ordens vom Berge Karmel?

Antwort. Ja. Es besteht ein großer Unterschied. Um ein Mitglied des Dritten Ordens zu werden, genügt es nicht ein Mitglied der Bruderschaft zu sein und die „kleinen Tagzeiten“ zu beten. Es giebt besondere Regeln für den Dritten Orden. (Diese Regeln werden später veröffentlicht werden.) Der Dritte Orden nimmt Theil an dem religiösen Stande, was das bloße Tragen des Skapuliers nicht thut.

Wir schließen nunmehr diesen Katechismus und hoffen, daß Alle, welche über diesen Gegenstand einige Zweifel hatten, dieselben bei dem Lesen des Katechismus verloren haben.

Wir werden stets bereit sein—auf Verlangen—weitere Auskünfte zu geben und wünschen nur, daß die Liebe zu unserer Lieben Frau vom Berge Karmel und ihrem Skapuliere in den Herzen ihrer Schutzbefohlenen täglich wachse und, daß jeder Katholik in der ganzen Welt ihr Skapulier trage im Leben und in der Todesstunde.



Traget das Skapulier „Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel“. Es ist ein Ehrenkleid und ein Schutzmantel für alle Kinder Maria's.

In Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel, in ihr „der minniglichen Maid“, wie sie unser Dichter, Walter von der Vogelweide nennt, erscheint der Seele ein Anblick so rein, so geistig, so alle irdische Schönheit überragend, daß alle andere Schöne neben ihr erbleicht.

Maria ist die Schöne der Heiligkeit, die Anmuth der Jungfräulichkeit, die Milde der Mütterlichkeit, die Demuth, welche Mitleid und Liebe athmet, durchzogen von jener unaussprechlichen Majestät, wie sie der Mutter des Erlösers ziemt—ein himmlisches und doch ganz menschliches Bild, für welches die Geschichte keine Aehnlichkeit, für dessen Beschreibung die Sprache keine Worte bietet.

Jungfrau in den Höhen wohnend,  
Lieberglühter Morgenstern,  
Ueber allen Sternen thronend  
Golde Mutter unsres Herrn.  
Laß, o laß mein Herz entbrennen  
Tief in heil'ger Liebesglut,  
Laß Dein Kind mich ewig nennen,  
Sich zum Kampfe Kraft und Muth.

Jungfrau, herrlich ohne Gleichen,  
Selbst kein Heil'ger kann erreichen  
Deinen Glanz, der ewig glüht!  
Segne wenigstens mein Streben.  
Dir so heilig nachzuleben,  
Daß es mich zum Himmel hebt.

Weil Christus der Gottmensch ist, das große Almosen des Himmels an die gottleere, arme Welt, darum ist Maria die Spenderin, deren Hand den flehenden Geschlecht es übergeben hat, der goldene Ring, der die Perle des Allerheiligsten umschließt.

## Eine Frauen-Betrachtung für Waschtage.

**E**ine der mühevollsten und beschwerlichsten Beschäftigungen der Frauen ist das Waschen. Und dennoch sind gerade sie am meisten von der Nothwendigkeit dieser Arbeit überzeugt. Den Körper rein zu erhalten, gehört zu einer der ersten Pflichten der Gesundheitslehre. Dies bedingt aber nothwendig die Reinlichkeit der Leibwäsche. Sie zu besorgen, obliegt der Hausfrau und es gehört zu den seltenen Ausnahmen, wenn eine der Besorgung oder wenigstens der Ueberwachung derselben sich entzieht.—Die Wäsche von andern, fremden Händen gegen Bezahlung besorgt, wird nie so reinlich gehalten, so weiß gewaschen, so schonungsvoll behandelt werden, wie die unter eigener Aufsicht vollzogene.—Das auf gewöhnliche, natürliche und durch jahrhundertlangen Gebrauch erprobte Weise ausgeübte Waschen ist immer noch das beste. Es sind zwar in unserer erfindungsreichen Zeit gar verschiedene Arten zu waschen aufgetaucht, aber sie bewährten sich wie die meisten Neuerungen nicht in der Weise, daß man nicht gern wieder zur gewöhnlichen Handarbeit des Waschens zurückgekehrt wäre. Die meisten neuen Maschinen nehmen entweder die Wäsche zu stark her oder bringen sie nie zu jener Weiße und Reinheit, wie die Arbeit der menschlichen Hände.—Auch werden zum Waschen verschiedene Chemikalien in neuerer Zeit angewendet, um sie schneller fertig zu bringen und eine blendende Weiße herzustellen, was aber äußerst schädlich auf die Leinwand selbst einwirkt, die Fäden abbeißt und sie vor der Zeit schadhast und unbrauchbar macht.

In geschichtlicher Hinsicht datirt das Waschen bis zu jenem Zeitpunkt hinauf, als die Menschen begannen, ihren Leib zu bedecken und Kleider zu tragen. In frühester Zeit war man von der Nothwendigkeit der Reinlichkeit des Leibes so

überzeugt, daß sogar viele Nationen das öftmalige Waschen unter die religiösen Pflichten aufnahmen; wie die Juden, die Ägyptier, die Muhamedaner. Der Herr sprach zu Moses: Gehe hin zum Volke und laß sie waschen ihre Kleider. Exod. 19, 10. Im Buche Levitikus kömmt dieser Auftrag an noch vielen Stellen vor. In dem Maße als die Reinhaltung des Körpers bei einer Nation vorherrschend ist, nimmt auch das Streben nach der Säuberung und Reinigung der Leibwäsche zu. Hierin zeichnen sich vor allen Völkern die Franzosen aus. Lieber nichts essen, sagt der Franzose, als ein ungewaschenes Hemde. In dieser Hinsicht sind unter den civilisirten Nationen am meisten die Italiener zurück, überhaupt die Südländer.—Bekannt ist jene Anekdote: Ein französischer Maler begegnete in Neapel einem Lazzaroni, der mit Lumpen bedeckt, aber ein Apoll von Buchs war. Besonders hatte er so schön geformte Hände, daß der Maler ihn aufforderte, ihm in sein Atelier zu folgen und seine Hände dort zeichnen zu lassen. Der Lazzaroni war sogleich dazu bereit. Im Atelier ersuchte der Maler sein Modell, sich die von Schmutz starrenden Hände zu waschen. Dieses aber, wärserscheu wie die Meisten seines Gleichen, fragte ruhig: Welche Hand wollen Sie zeichnen? — Welche soll ich waschen?—

Da bei dem weiblichen Geschlechte von Natur aus schon der Sinn für Ordnung und Reinlichkeit vorherrschender ist, so gehörte auch das Waschen von jeher mit seltenen Ausnahmen zu den Beschäftigungen der Frauen. Sie scheuen die Mühe und Anstrengung nicht, überzeugt, daß das, was sie selbst thun oder wenigstens unter ihrer Aufsicht thun lassen, besser geschieht, als wenn sie es fremden Händen überlassen.—Die Schwester des Papstes Sixtus V., welcher bekanntlich einer sehr armen Familie entstammte, war eine Wäscherin, die sich durch diese Arbeit ihr



Brod verdiente. Als ihr Bruder zur höchsten Würde der Kirche erhoben wurde, wollte er ihr eine angemessene Stelle bei ihm anweisen. Sie aber dankte ihm herzlich dafür, nahm nur eine Unterstützung von ihm an und blieb ihrem bescheidenen, wenn auch mühevollen und beschwerlichen Berufe getreu.—Noch jetzt ist den ägyptischen und arabischen Frauen das Waschen die liebste Beschäftigung. In Europa zeichnen sich die Holländerinnen durch die blendende Weiße ihrer Wäsche aus, während die Französinen im Herrichten der feinen Wäsche den ersten Platz behaupten.—

Maria ist auch in dieser weiblichen Beschäftigung ein Muster; die allerjüngste Jungfrau ging auch hierin Allen, die sie lieben und verehren, voran.—Im Hause zu Nazareth arbeitete sie ohne schmerzlichen Rückblick auf die Vergangenheit im Tempel, ohne glänzende Erwartungen von der Zukunft. Es kostete sie keine Mühe, sich ihren ärmlichen Verhältnissen zu fügen und mit gewissenhafter Treue ihre heiligen Pflichten zu erfüllen. Von dem Augenblicke an, wo sie mit Joseph die Wohnung ihrer Mutter betrat, hüllte sie sich in die Armuth, wie in ein Ehrenkleid, das ihr Gott geschenkt, und so ward sie, was sie in ihrem niedrigen Stande sein sollte, eine einfache, arbeitssame Frau aus dem Volke. Sie gab sich mit ruhiger Freude den einförmigen und mühsamen Hausgeschäften einer armen Wirtschaft hin, in welcher die Hausfrau allein ist und keine Dienerinnen hat. — Sie säuberte die schmutzige Wäsche, sie wusch dieselbe mit ebenso großem Fleiße und Reinlichkeitsgefühl und hing sie im Freien auf. In ihren weißen Schleier gehüllt, ging sie mit einem Wasserkrug auf dem Haupte zum nahegelegenen Brunnen, Wasser zu schöpfen, wie es die Weiber der Patriarchen gethan, oder ihre blauen Oberkleider in laufenden Bäche zu waschen. Sie breitete sie dann auf den Wiesen aus oder hing sie an den Zweigen der Bäume auf. Jesus Christus, der Zeuge von der unermüdblichen Arbeit

seiner heiligen Mutter war, hat in seinen Gleichnissen zuweilen darauf hingewiesen und Mariens einfache Beschäftigungen sind in das Evangelium verschmolzen, wie Wasserblumen in den Bernstein.

Auch in Egypten, wo die heilige Familie nach dem Zeugnisse vieler Schriftsteller, denen Ueberlieferung und Wahrscheinlichkeit zu Seite gehen, sieben Jahre lang geblieben, übte Maria diese Handarbeit mit vielem Fleiße aus. Man findet dort noch Spuren ihres Aufenthaltes; nach achtzehnhundert Jahren zeigt man noch den Brunnen, wo Maria des Kindes Windeln wusch, den mit Büschen bewachsenen Hügel, wo die Sonne sie trocknete, den indischen Feigenbaum, unter dessen Schatten die liebliche Jungfrau das Kind auf ihrem Schooße wiegte. Die Pilger aus Europa und Asien kennen den Weg, der zu diesen Stätten führt, welche die Abkömmlinge der Pharaonen ehrten. An jede derselben knüpft sich, wie das Moos an die feuchten Wände eines verfallenen Gotteshauses, irgend eine treuherzige Legende aus alter Zeit.

Jener Brunnen, von dem oben die Rede war, heißt noch Marienbrunnen. Nach einer alten Ueberlieferung badete die heil. Jungfrau das Kind Jesu darin und wusch es. In den allerersten Zeiten des Christenthums bauten die Gläubigen an diesem Orte eine Kirche, später die Muselmänner eine Moschee und die Schüler von beiden kamen zum Marienbrunnen, um Genesung von ihren Leiden zu erbitten. Der Brunnen ist noch da, die Wallfahrten finden noch statt, aber von der Kirche wie von der Moschee ist keine Spur mehr zu finden.—Nicht weit von diesem Brunnen zeigt man noch heutigen Tages einen Feigenbaum, den man den Baum Jesu und Mariens nennt. Auf dessen Zweigen soll die allerjüngste Jungfrau die an dem Brunnen gewaschene Wäsche aufgehängt haben, damit sie die Sonne bleiche und der Wind trockne. Vansleb, Pfarrer von Fontaineblau erzählt, der alte Feigenbaum sei im

Jahre 1056 vor Alter umgefallen; die Franziskaner in Kairo bewahrten die letzten Ueberbleibsel dieses Baumes in ihrer Sakristei heilig auf. Jener Baum also, der noch gezeigt wird, ist nur mehr ein Sprößling des alten. Der französische General Kleber wallfahrtete, nachdem er Heliopolis besiegt, zum Baum der heiligen Jungfrau. Er schrieb seinen Namen auf die Rinde eines Zw. zes; der Name ist aber seitdem verschwunden entweder durch die Zeit oder eine eifersüchtige Hand.

An jenen Brunnen knüpft sich eine Legende, welche einer der alten französischen Ritter, Jean von Englure, über das Meer brachte und in der kindlich schönen Unmuth der guten, alten Zeit also erzählt: Als unsere liebe Frau, die Mutter Gottes, die Wüste durchwanderte und an den besagten Ort gekommen war, legte sie unsern Herrn auf die Erde und suchte auf dem Felde Wasser, um seine Bindeln zu waschen. Sie kehrte aber zu ihrer Betrübniß nach vergeblichem Suchen zu ihrem Kinde zurück, welches ausgestreckt auf dem Sande lag und mit den Fersen seiner Füßchen ohne Mühe eine reiche Quelle frischen reinen Wassers hervorgebracht hatte; darüber war unsere liebe Frau höchst erfreut und dankte unsern Herrn. Es legte nun die Muttergottes ihr liebes Kind wieder hin und wusch die Tüchlein unseres Herrn im Wasser des Brunnens, breitete sie dann auf der Erde aus, um sie zu trocknen, und aus den Wassertropfen, die aus den Tüchlein träufelten, erwuchsen kleine Stauden, welche Balsam trugen.

Eine andere liebliche Sage lautet: die ersten weißen Hagerosen entstanden dadurch, daß sie die Bindeln des Christkinds zum Trocknen über einen Strauch breitete, was an einem Samstag geschah, an welchem sie stets die Wäsche wusch, weßhalb auch an jedem Samstag die Sonne scheinen muß und wenn es nur für einige Augenblicke wäre.

Uch das Waschen kann man, wie jede andere Beschäftigung,

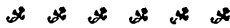
durch einen höheren Aufschwung der Seele und die gute Meinung aus einer zeitlichen Arbeit, die geschehen muß, zu einer Handlung für die Ewigkeit, zu einem verdienstlichen Werke machen. Es kommt nur darauf an, wie man sie verrichtet, ob mechanisch und handwerksmäßig, ob gezwungen und unwillig, oder aus heiligem Pflichtgefühl, aus Liebe zu Gott. Das letztere aber ist dem weiblichen Geschlechte, welches ohne dieß für das innere Leben mehr Sinn und Anlage hat, viel weniger schwierig und soll durch folgende Betrachtungen noch erleichtert werden.—

Das Wasser ist die nothwendigste Bedingung zum Waschen. Das Wasser nimmt den Schmutz, reinigt und gibt der Wäsche die ursprüngliche Frische.—Von jeher war das Wasser das Symbol der Gnade. Die Gnade ver setzt den Menschen in den ursprünglichen Stand der Gottwohlgefälligkeit und Verdienstlichkeit; die Gnade reinigt die Seele vom Schmutze der Sünde; die Gnade gibt ihr ein neues Leben und macht sie fähig, sich Verdienste zu sammeln und gute Werke zu üben.—Auf die Frage: Wodurch erlangt man die Gnade Gottes? lautet die Antwort: durch die heilige Beicht. Daraus erkennt man die Nothwendigkeit dieses Sakramentes und zugleich die christliche Pflicht, den Empfang dieses Sakramentes oft zu wiederholen. In einem Hauswesen, worin Ordnung herrscht, wird nicht einmal, sondern öfters im Jahre gewaschen; und einer Seele, der es Ernst ist mit ihrem Heile, ist nicht zufrieden, einmal im Jahre ihre Seele rein zu waschen im Blute des Lammes, sondern sie thut dies öfter, um sich beständig im Stande der Gnade Gottes zu erhalten. Ihr Grundsatz in Bezug auf das Beichten lautet also: Je öfter, desto besser!—

Zum Waschen gehört viel Mühe; je größer die Anstrengung, desto reiner und sauberer wird die Wäsche. Außer der Anwendung von verschiedenen Hilfsmitteln als: Seife, Lauge, heißes Wa-

ger, bedarf die Wäsche auch noch einen großen Fleiß und ein Aufbieten aller Kräfte durch Einseifen und Reiben, durch Winden und Drehen, durch Schlagen und Wringen.—Diese schwierige und anstrengende Behandlung der Wäsche aber erinnert die christliche Seele leicht an die große und beharrliche Mühe, die es kostet, das Gewissen zu reinigen und im Stande der Gnade Gottes zu erhalten. Die Gewissenserforschung, die Reue, die Selbstbeschämung im heiligen Beichtgerichte, die Zucht der Seltsamkeit, die Haltung der Vorsätze, all dies, was zur vollkommenen Reinigung der

Seele nothwendig ist, kostet gewaltige Anstrengung, Mühe und rastlosen Fleiß: da braucht es die ägende Seife der Buße, da bedarf es die beißende Lauge der Abtödtung, da erfordert es das heiße Wasser der Thränen der Reue und der Zerknirschung. Und gleichwie die Wäsche bald durch kaltes, bald durch warmes Wasser gezogen wird, bald aus allen Kräften mit Seife und Bürsten gerieben und ausgewunden wird, so darf auch die Seele, wenn sie rein und weiß werden und bleiben will, weder die Hitze der Verfolgung, noch die Kälte der Versuchung, weder Unglück noch Unwissenheit scheuen.—



## In's Morgenland.

Von Rev. Johannes Rothensteiner.

**A**uf silberglänzenden Schwingen  
Die Wolke vorüberfliehet:  
Ein halberwehtes Klingen,  
Wie seliger Geister Singen  
Mein sehndes Herz durchzieht.

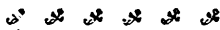
Und wandern möcht' ich so gerne  
Zum fernem, östlichen Strand,  
Wo glühender leuchten die Sterne  
Aus träumerisch dunkler Ferne  
Auf's weite schweigende Land.

Und dort, wo die Palmen trauern  
Am Galkiläischen Meer  
Möcht' ich mit heiligen Schauern,  
Durchziehen die zerbröckelnden Mauern  
Der Städte, längst Menschenleer.

Die Wüstenei durchwallen  
Von hohen Gestalten umschwebt:  
Wo schimmernde Säulenhallen  
Und Tempel in Schutt gefallen,  
Und nur die Erinnerung lebt.

Und wo die Pfeiler ragen  
Als Denkmal der malmenden Zeit,  
Da möcht' ich lauschen den Sagen  
Aus uralten heiligen Tagen  
In seliger Einsamkeit.

Und unter den Palmenzweigen  
Verträumen die duftende Nacht;  
Und sehen den wallenden Reigen  
Der Engel herniedersteigen  
In fernerhin funkelnder Pracht.



Der hl. Ephrem spricht zu Maria so:  
„Unbefleckte, Reine, Königin des Himmels,  
Hoffnung der Verzweifelnden, unsere aller-  
heiligste Frau! Sicherster Port der Schiff-  
brüchigen, Trost der Welt, Alles Heil! Un-  
ter den Fittichen deiner Liebe und Barmher-  
zigkeit schütze und beschirme uns.“

Jungfrau in den Höhen wohnend  
Auserwählte Braut des Herrn,  
Ueber allen Sternen thronend,  
Sei gegrüßt o Meeresstern.  
Leuchte mir im Sturmestosen  
Spende Frieden, Trost und Licht,  
Führe du den Hoffnungslosen,  
Meeresstern, verlaß mich nicht.

## Die Schönheit der „Weihnachtskrippe“ und des „Tannenbaums.“

Von P. Paul Mathies, S. J., Prairie du Chien, Wis.



Die religiöse Symbolik, welche sich auf die Menschwerdung Gottes bezieht, findet ihren familiärsten Ausdruck in den Krippendarstellungen und dem mit Lichtern und Süßigkeiten verzierten Weihnachtsbaum. Letzteren hält man in manchen Gegenden, besonders Süd-Europas, für eine protestantische Erfindung. Das ist jedoch ein historischer Irrthum. Richtig ist, daß die Aufstellung und Aufzierung eines Tannenbaumes mehr eine nordische Sitte, ein Gebrauch protestantischer Länder ist, und daß in protestantischen Kreisen sich meist nur der Weihnachtsbaum ohne die Krippe findet. Beides stammt aber aus den ältesten Zeiten des Christenthums. In den nördlichen Gebieten Europas feierte die germanische Heidenwelt das Fest der Wintersonnenwende, dessen Name „Zul“ sich noch in Skandinavien bis auf diesen Tag erhalten hat. Auf die Sonnenwende folgten bei den Heiden eine Reihe heiliger, geweihter Nächte, welche dem Feste der Geburt des Herrn, das zeitlich mit ihnen zusammenfiel, bei den Deutschen den Namen „Weihnacht“ gegeben haben. Das neue Weltlicht, dessen Erscheinen bereits die Heiden mit symbolischen Feuerzeremonien begrüßt hatten, ward den christlichen Missionären zum Symbol dessen, von dem es in der ersten Messe der Christnacht heißt: *qui hanc sacratissimam noctem veri luminis fecisti illustratione clarescere*, der du diese hochheilige Nacht erleuchtet hast mit den Strahlen des wahren Lichtes. Diesen Gedanken setzt die Liturgie fort im Introitus der zweiten Messe *In Aurora*: „Ein Licht wird heute strahlen über uns, denn geboren ist uns der Herr, und sein Name wird sein der Unverderbte, Gott, der Friedensfürst, der Vater

der kommenden Weltzeit, dessen Reich kein Ende nimmt.“ In der dritten Messe endlich, lönt dem neuen Lichte der Jubelgruß der Erlösten laut entgegen: „Alleluja, Alleluja. Der Tag des Heils ist uns aufgeleuchtet. Kommt, ihr Heiden, und betet an den Herrn, vor dem Angesichte der Völker hat er enthüllt seine Gerechtigkeit.“ Der Tannenbaum mit seinen Lichtern fügt sich ganz natürlich in diesen Ideenkreis ein. Er ist das Symbol des unverwüßlichen Lebens in der kalten Winternacht des Nordens. Die grünen Nadeln trotzten dem Schnee und dem Eise, wie die Hoffnung dem frohigen Hauche des geistigen Todes. Und strahlte erst der warme Lichterglanz in die Herzen, so erinnert der Weihnachtsbaum so recht daran, daß das ‚Licht vom Lichte‘ mitten im Dunkel der Zeiten erschienen ist. Wolte man noch weiter gehen und in dem Zuckerwerk des Christbaumes eine Symbolik des süßen Kindes der Jungfrau sehen, so möchte eine so kühne Deutung immer noch in den Rahmen der kindlichen-naiven Freudeergüsse dieser seligen Zeit Duldung und Nachsicht finden.

Ungleich plastischer und deutlicher redet indeß zu uns die Krippe mit ihrer jenen Dramatik. Wir können nicht, wie die glücklichen Römer, in diesen Tagen zur wahren Krippe des Heilandes eilen. Wir haben kein Ara Coeli mit den kindlichen Predigern, deren unschuldige Lippen das Lob ihres göttlichen Brüderleins verkünden. Wir können nicht in der ehrwürdigen Basilika St. Maria ad Præsepe vor der hochheiligen Reliquie knien, in der das Heil der Welt unter den Augen der Jungfrau seinen ersten Erdenerschlummer gethan. Aber wir können uns die großen Ereignisse, die der heilige Lukas mit so rührender Einfach-

heiter erzählt, im Bilde vorzuführen. Die christliche Kunst muß unserer frommen Phantasie den vornehmen Dienst leisten und plastisch die heiligen Personen und Glätten vor unsern Augen aufbauen. Wie sie dabei zu Werke geht, lernt sie vom Evangelisten und von der christlichen Tradition. Und wo sie uns die Dinge im Einklange mit der Wahrheiten des heiligen Glaubens' <sup>1</sup> <sup>2</sup> <sup>3</sup> <sup>4</sup> <sup>5</sup> <sup>6</sup> <sup>7</sup> <sup>8</sup> <sup>9</sup> <sup>10</sup> <sup>11</sup> <sup>12</sup> <sup>13</sup> <sup>14</sup> <sup>15</sup> <sup>16</sup> <sup>17</sup> <sup>18</sup> <sup>19</sup> <sup>20</sup> <sup>21</sup> <sup>22</sup> <sup>23</sup> <sup>24</sup> <sup>25</sup> <sup>26</sup> <sup>27</sup> <sup>28</sup> <sup>29</sup> <sup>30</sup> <sup>31</sup> <sup>32</sup> <sup>33</sup> <sup>34</sup> <sup>35</sup> <sup>36</sup> <sup>37</sup> <sup>38</sup> <sup>39</sup> <sup>40</sup> <sup>41</sup> <sup>42</sup> <sup>43</sup> <sup>44</sup> <sup>45</sup> <sup>46</sup> <sup>47</sup> <sup>48</sup> <sup>49</sup> <sup>50</sup> <sup>51</sup> <sup>52</sup> <sup>53</sup> <sup>54</sup> <sup>55</sup> <sup>56</sup> <sup>57</sup> <sup>58</sup> <sup>59</sup> <sup>60</sup> <sup>61</sup> <sup>62</sup> <sup>63</sup> <sup>64</sup> <sup>65</sup> <sup>66</sup> <sup>67</sup> <sup>68</sup> <sup>69</sup> <sup>70</sup> <sup>71</sup> <sup>72</sup> <sup>73</sup> <sup>74</sup> <sup>75</sup> <sup>76</sup> <sup>77</sup> <sup>78</sup> <sup>79</sup> <sup>80</sup> <sup>81</sup> <sup>82</sup> <sup>83</sup> <sup>84</sup> <sup>85</sup> <sup>86</sup> <sup>87</sup> <sup>88</sup> <sup>89</sup> <sup>90</sup> <sup>91</sup> <sup>92</sup> <sup>93</sup> <sup>94</sup> <sup>95</sup> <sup>96</sup> <sup>97</sup> <sup>98</sup> <sup>99</sup> <sup>100</sup> <sup>101</sup> <sup>102</sup> <sup>103</sup> <sup>104</sup> <sup>105</sup> <sup>106</sup> <sup>107</sup> <sup>108</sup> <sup>109</sup> <sup>110</sup> <sup>111</sup> <sup>112</sup> <sup>113</sup> <sup>114</sup> <sup>115</sup> <sup>116</sup> <sup>117</sup> <sup>118</sup> <sup>119</sup> <sup>120</sup> <sup>121</sup> <sup>122</sup> <sup>123</sup> <sup>124</sup> <sup>125</sup> <sup>126</sup> <sup>127</sup> <sup>128</sup> <sup>129</sup> <sup>130</sup> <sup>131</sup> <sup>132</sup> <sup>133</sup> <sup>134</sup> <sup>135</sup> <sup>136</sup> <sup>137</sup> <sup>138</sup> <sup>139</sup> <sup>140</sup> <sup>141</sup> <sup>142</sup> <sup>143</sup> <sup>144</sup> <sup>145</sup> <sup>146</sup> <sup>147</sup> <sup>148</sup> <sup>149</sup> <sup>150</sup> <sup>151</sup> <sup>152</sup> <sup>153</sup> <sup>154</sup> <sup>155</sup> <sup>156</sup> <sup>157</sup> <sup>158</sup> <sup>159</sup> <sup>160</sup> <sup>161</sup> <sup>162</sup> <sup>163</sup> <sup>164</sup> <sup>165</sup> <sup>166</sup> <sup>167</sup> <sup>168</sup> <sup>169</sup> <sup>170</sup> <sup>171</sup> <sup>172</sup> <sup>173</sup> <sup>174</sup> <sup>175</sup> <sup>176</sup> <sup>177</sup> <sup>178</sup> <sup>179</sup> <sup>180</sup> <sup>181</sup> <sup>182</sup> <sup>183</sup> <sup>184</sup> <sup>185</sup> <sup>186</sup> <sup>187</sup> <sup>188</sup> <sup>189</sup> <sup>190</sup> <sup>191</sup> <sup>192</sup> <sup>193</sup> <sup>194</sup> <sup>195</sup> <sup>196</sup> <sup>197</sup> <sup>198</sup> <sup>199</sup> <sup>200</sup> <sup>201</sup> <sup>202</sup> <sup>203</sup> <sup>204</sup> <sup>205</sup> <sup>206</sup> <sup>207</sup> <sup>208</sup> <sup>209</sup> <sup>210</sup> <sup>211</sup> <sup>212</sup> <sup>213</sup> <sup>214</sup> <sup>215</sup> <sup>216</sup> <sup>217</sup> <sup>218</sup> <sup>219</sup> <sup>220</sup> <sup>221</sup> <sup>222</sup> <sup>223</sup> <sup>224</sup> <sup>225</sup> <sup>226</sup> <sup>227</sup> <sup>228</sup> <sup>229</sup> <sup>230</sup> <sup>231</sup> <sup>232</sup> <sup>233</sup> <sup>234</sup> <sup>235</sup> <sup>236</sup> <sup>237</sup> <sup>238</sup> <sup>239</sup> <sup>240</sup> <sup>241</sup> <sup>242</sup> <sup>243</sup> <sup>244</sup> <sup>245</sup> <sup>246</sup> <sup>247</sup> <sup>248</sup> <sup>249</sup> <sup>250</sup> <sup>251</sup> <sup>252</sup> <sup>253</sup> <sup>254</sup> <sup>255</sup> <sup>256</sup> <sup>257</sup> <sup>258</sup> <sup>259</sup> <sup>260</sup> <sup>261</sup> <sup>262</sup> <sup>263</sup> <sup>264</sup> <sup>265</sup> <sup>266</sup> <sup>267</sup> <sup>268</sup> <sup>269</sup> <sup>270</sup> <sup>271</sup> <sup>272</sup> <sup>273</sup> <sup>274</sup> <sup>275</sup> <sup>276</sup> <sup>277</sup> <sup>278</sup> <sup>279</sup> <sup>280</sup> <sup>281</sup> <sup>282</sup> <sup>283</sup> <sup>284</sup> <sup>285</sup> <sup>286</sup> <sup>287</sup> <sup>288</sup> <sup>289</sup> <sup>290</sup> <sup>291</sup> <sup>292</sup> <sup>293</sup> <sup>294</sup> <sup>295</sup> <sup>296</sup> <sup>297</sup> <sup>298</sup> <sup>299</sup> <sup>300</sup> <sup>301</sup> <sup>302</sup> <sup>303</sup> <sup>304</sup> <sup>305</sup> <sup>306</sup> <sup>307</sup> <sup>308</sup> <sup>309</sup> <sup>310</sup> <sup>311</sup> <sup>312</sup> <sup>313</sup> <sup>314</sup> <sup>315</sup> <sup>316</sup> <sup>317</sup> <sup>318</sup> <sup>319</sup> <sup>320</sup> <sup>321</sup> <sup>322</sup> <sup>323</sup> <sup>324</sup> <sup>325</sup> <sup>326</sup> <sup>327</sup> <sup>328</sup> <sup>329</sup> <sup>330</sup> <sup>331</sup> <sup>332</sup> <sup>333</sup> <sup>334</sup> <sup>335</sup> <sup>336</sup> <sup>337</sup> <sup>338</sup> <sup>339</sup> <sup>340</sup> <sup>341</sup> <sup>342</sup> <sup>343</sup> <sup>344</sup> <sup>345</sup> <sup>346</sup> <sup>347</sup> <sup>348</sup> <sup>349</sup> <sup>350</sup> <sup>351</sup> <sup>352</sup> <sup>353</sup> <sup>354</sup> <sup>355</sup> <sup>356</sup> <sup>357</sup> <sup>358</sup> <sup>359</sup> <sup>360</sup> <sup>361</sup> <sup>362</sup> <sup>363</sup> <sup>364</sup> <sup>365</sup> <sup>366</sup> <sup>367</sup> <sup>368</sup> <sup>369</sup> <sup>370</sup> <sup>371</sup> <sup>372</sup> <sup>373</sup> <sup>374</sup> <sup>375</sup> <sup>376</sup> <sup>377</sup> <sup>378</sup> <sup>379</sup> <sup>380</sup> <sup>381</sup> <sup>382</sup> <sup>383</sup> <sup>384</sup> <sup>385</sup> <sup>386</sup> <sup>387</sup> <sup>388</sup> <sup>389</sup> <sup>390</sup> <sup>391</sup> <sup>392</sup> <sup>393</sup> <sup>394</sup> <sup>395</sup> <sup>396</sup> <sup>397</sup> <sup>398</sup> <sup>399</sup> <sup>400</sup> <sup>401</sup> <sup>402</sup> <sup>403</sup> <sup>404</sup> <sup>405</sup> <sup>406</sup> <sup>407</sup> <sup>408</sup> <sup>409</sup> <sup>410</sup> <sup>411</sup> <sup>412</sup> <sup>413</sup> <sup>414</sup> <sup>415</sup> <sup>416</sup> <sup>417</sup> <sup>418</sup> <sup>419</sup> <sup>420</sup> <sup>421</sup> <sup>422</sup> <sup>423</sup> <sup>424</sup> <sup>425</sup> <sup>426</sup> <sup>427</sup> <sup>428</sup> <sup>429</sup> <sup>430</sup> <sup>431</sup> <sup>432</sup> <sup>433</sup> <sup>434</sup> <sup>435</sup> <sup>436</sup> <sup>437</sup> <sup>438</sup> <sup>439</sup> <sup>440</sup> <sup>441</sup> <sup>442</sup> <sup>443</sup> <sup>444</sup> <sup>445</sup> <sup>446</sup> <sup>447</sup> <sup>448</sup> <sup>449</sup> <sup>450</sup> <sup>451</sup> <sup>452</sup> <sup>453</sup> <sup>454</sup> <sup>455</sup> <sup>456</sup> <sup>457</sup> <sup>458</sup> <sup>459</sup> <sup>460</sup> <sup>461</sup> <sup>462</sup> <sup>463</sup> <sup>464</sup> <sup>465</sup> <sup>466</sup> <sup>467</sup> <sup>468</sup> <sup>469</sup> <sup>470</sup> <sup>471</sup> <sup>472</sup> <sup>473</sup> <sup>474</sup> <sup>475</sup> <sup>476</sup> <sup>477</sup> <sup>478</sup> <sup>479</sup> <sup>480</sup> <sup>481</sup> <sup>482</sup> <sup>483</sup> <sup>484</sup> <sup>485</sup> <sup>486</sup> <sup>487</sup> <sup>488</sup> <sup>489</sup> <sup>490</sup> <sup>491</sup> <sup>492</sup> <sup>493</sup> <sup>494</sup> <sup>495</sup> <sup>496</sup> <sup>497</sup> <sup>498</sup> <sup>499</sup> <sup>500</sup> <sup>501</sup> <sup>502</sup> <sup>503</sup> <sup>504</sup> <sup>505</sup> <sup>506</sup> <sup>507</sup> <sup>508</sup> <sup>509</sup> <sup>510</sup> <sup>511</sup> <sup>512</sup> <sup>513</sup> <sup>514</sup> <sup>515</sup> <sup>516</sup> <sup>517</sup> <sup>518</sup> <sup>519</sup> <sup>520</sup> <sup>521</sup> <sup>522</sup> <sup>523</sup> <sup>524</sup> <sup>525</sup> <sup>526</sup> <sup>527</sup> <sup>528</sup> <sup>529</sup> <sup>530</sup> <sup>531</sup> <sup>532</sup> <sup>533</sup> <sup>534</sup> <sup>535</sup> <sup>536</sup> <sup>537</sup> <sup>538</sup> <sup>539</sup> <sup>540</sup> <sup>541</sup> <sup>542</sup> <sup>543</sup> <sup>544</sup> <sup>545</sup> <sup>546</sup> <sup>547</sup> <sup>548</sup> <sup>549</sup> <sup>550</sup> <sup>551</sup> <sup>552</sup> <sup>553</sup> <sup>554</sup> <sup>555</sup> <sup>556</sup> <sup>557</sup> <sup>558</sup> <sup>559</sup> <sup>560</sup> <sup>561</sup> <sup>562</sup> <sup>563</sup> <sup>564</sup> <sup>565</sup> <sup>566</sup> <sup>567</sup> <sup>568</sup> <sup>569</sup> <sup>570</sup> <sup>571</sup> <sup>572</sup> <sup>573</sup> <sup>574</sup> <sup>575</sup> <sup>576</sup> <sup>577</sup> <sup>578</sup> <sup>579</sup> <sup>580</sup> <sup>581</sup> <sup>582</sup> <sup>583</sup> <sup>584</sup> <sup>585</sup> <sup>586</sup> <sup>587</sup> <sup>588</sup> <sup>589</sup> <sup>590</sup> <sup>591</sup> <sup>592</sup> <sup>593</sup> <sup>594</sup> <sup>595</sup> <sup>596</sup> <sup>597</sup> <sup>598</sup> <sup>599</sup> <sup>600</sup> <sup>601</sup> <sup>602</sup> <sup>603</sup> <sup>604</sup> <sup>605</sup> <sup>606</sup> <sup>607</sup> <sup>608</sup> <sup>609</sup> <sup>610</sup> <sup>611</sup> <sup>612</sup> <sup>613</sup> <sup>614</sup> <sup>615</sup> <sup>616</sup> <sup>617</sup> <sup>618</sup> <sup>619</sup> <sup>620</sup> <sup>621</sup> <sup>622</sup> <sup>623</sup> <sup>624</sup> <sup>625</sup> <sup>626</sup> <sup>627</sup> <sup>628</sup> <sup>629</sup> <sup>630</sup> <sup>631</sup> <sup>632</sup> <sup>633</sup> <sup>634</sup> <sup>635</sup> <sup>636</sup> <sup>637</sup> <sup>638</sup> <sup>639</sup> <sup>640</sup> <sup>641</sup> <sup>642</sup> <sup>643</sup> <sup>644</sup> <sup>645</sup> <sup>646</sup> <sup>647</sup> <sup>648</sup> <sup>649</sup> <sup>650</sup> <sup>651</sup> <sup>652</sup> <sup>653</sup> <sup>654</sup> <sup>655</sup> <sup>656</sup> <sup>657</sup> <sup>658</sup> <sup>659</sup> <sup>660</sup> <sup>661</sup> <sup>662</sup> <sup>663</sup> <sup>664</sup> <sup>665</sup> <sup>666</sup> <sup>667</sup> <sup>668</sup> <sup>669</sup> <sup>670</sup> <sup>671</sup> <sup>672</sup> <sup>673</sup> <sup>674</sup> <sup>675</sup> <sup>676</sup> <sup>677</sup> <sup>678</sup> <sup>679</sup> <sup>680</sup> <sup>681</sup> <sup>682</sup> <sup>683</sup> <sup>684</sup> <sup>685</sup> <sup>686</sup> <sup>687</sup> <sup>688</sup> <sup>689</sup> <sup>690</sup> <sup>691</sup> <sup>692</sup> <sup>693</sup> <sup>694</sup> <sup>695</sup> <sup>696</sup> <sup>697</sup> <sup>698</sup> <sup>699</sup> <sup>700</sup> <sup>701</sup> <sup>702</sup> <sup>703</sup> <sup>704</sup> <sup>705</sup> <sup>706</sup> <sup>707</sup> <sup>708</sup> <sup>709</sup> <sup>710</sup> <sup>711</sup> <sup>712</sup> <sup>713</sup> <sup>714</sup> <sup>715</sup> <sup>716</sup> <sup>717</sup> <sup>718</sup> <sup>719</sup> <sup>720</sup> <sup>721</sup> <sup>722</sup> <sup>723</sup> <sup>724</sup> <sup>725</sup> <sup>726</sup> <sup>727</sup> <sup>728</sup> <sup>729</sup> <sup>730</sup> <sup>731</sup> <sup>732</sup> <sup>733</sup> <sup>734</sup> <sup>735</sup> <sup>736</sup> <sup>737</sup> <sup>738</sup> <sup>739</sup> <sup>740</sup> <sup>741</sup> <sup>742</sup> <sup>743</sup> <sup>744</sup> <sup>745</sup> <sup>746</sup> <sup>747</sup> <sup>748</sup> <sup>749</sup> <sup>750</sup> <sup>751</sup> <sup>752</sup> <sup>753</sup> <sup>754</sup> <sup>755</sup> <sup>756</sup> <sup>757</sup> <sup>758</sup> <sup>759</sup> <sup>760</sup> <sup>761</sup> <sup>762</sup> <sup>763</sup> <sup>764</sup> <sup>765</sup> <sup>766</sup> <sup>767</sup> <sup>768</sup> <sup>769</sup> <sup>770</sup> <sup>771</sup> <sup>772</sup> <sup>773</sup> <sup>774</sup> <sup>775</sup> <sup>776</sup> <sup>777</sup> <sup>778</sup> <sup>779</sup> <sup>780</sup> <sup>781</sup> <sup>782</sup> <sup>783</sup> <sup>784</sup> <sup>785</sup> <sup>786</sup> <sup>787</sup> <sup>788</sup> <sup>789</sup> <sup>790</sup> <sup>791</sup> <sup>792</sup> <sup>793</sup> <sup>794</sup> <sup>795</sup> <sup>796</sup> <sup>797</sup> <sup>798</sup> <sup>799</sup> <sup>800</sup> <sup>801</sup> <sup>802</sup> <sup>803</sup> <sup>804</sup> <sup>805</sup> <sup>806</sup> <sup>807</sup> <sup>808</sup> <sup>809</sup> <sup>810</sup> <sup>811</sup> <sup>812</sup> <sup>813</sup> <sup>814</sup> <sup>815</sup> <sup>816</sup> <sup>817</sup> <sup>818</sup> <sup>819</sup> <sup>820</sup> <sup>821</sup> <sup>822</sup> <sup>823</sup> <sup>824</sup> <sup>825</sup> <sup>826</sup> <sup>827</sup> <sup>828</sup> <sup>829</sup> <sup>830</sup> <sup>831</sup> <sup>832</sup> <sup>833</sup> <sup>834</sup> <sup>835</sup> <sup>836</sup> <sup>837</sup> <sup>838</sup> <sup>839</sup> <sup>840</sup> <sup>841</sup> <sup>842</sup> <sup>843</sup> <sup>844</sup> <sup>845</sup> <sup>846</sup> <sup>847</sup> <sup>848</sup> <sup>849</sup> <sup>850</sup> <sup>851</sup> <sup>852</sup> <sup>853</sup> <sup>854</sup> <sup>855</sup> <sup>856</sup> <sup>857</sup> <sup>858</sup> <sup>859</sup> <sup>860</sup> <sup>861</sup> <sup>862</sup> <sup>863</sup> <sup>864</sup> <sup>865</sup> <sup>866</sup> <sup>867</sup> <sup>868</sup> <sup>869</sup> <sup>870</sup> <sup>871</sup> <sup>872</sup> <sup>873</sup> <sup>874</sup> <sup>875</sup> <sup>876</sup> <sup>877</sup> <sup>878</sup> <sup>879</sup> <sup>880</sup> <sup>881</sup> <sup>882</sup> <sup>883</sup> <sup>884</sup> <sup>885</sup> <sup>886</sup> <sup>887</sup> <sup>888</sup> <sup>889</sup> <sup>890</sup> <sup>891</sup> <sup>892</sup> <sup>893</sup> <sup>894</sup> <sup>895</sup> <sup>896</sup> <sup>897</sup> <sup>898</sup> <sup>899</sup> <sup>900</sup> <sup>901</sup> <sup>902</sup> <sup>903</sup> <sup>904</sup> <sup>905</sup> <sup>906</sup> <sup>907</sup> <sup>908</sup> <sup>909</sup> <sup>910</sup> <sup>911</sup> <sup>912</sup> <sup>913</sup> <sup>914</sup> <sup>915</sup> <sup>916</sup> <sup>917</sup> <sup>918</sup> <sup>919</sup> <sup>920</sup> <sup>921</sup> <sup>922</sup> <sup>923</sup> <sup>924</sup> <sup>925</sup> <sup>926</sup> <sup>927</sup> <sup>928</sup> <sup>929</sup> <sup>930</sup> <sup>931</sup> <sup>932</sup> <sup>933</sup> <sup>934</sup> <sup>935</sup> <sup>936</sup> <sup>937</sup> <sup>938</sup> <sup>939</sup> <sup>940</sup> <sup>941</sup> <sup>942</sup> <sup>943</sup> <sup>944</sup> <sup>945</sup> <sup>946</sup> <sup>947</sup> <sup>948</sup> <sup>949</sup> <sup>950</sup> <sup>951</sup> <sup>952</sup> <sup>953</sup> <sup>954</sup> <sup>955</sup> <sup>956</sup> <sup>957</sup> <sup>958</sup> <sup>959</sup> <sup>960</sup> <sup>961</sup> <sup>962</sup> <sup>963</sup> <sup>964</sup> <sup>965</sup> <sup>966</sup> <sup>967</sup> <sup>968</sup> <sup>969</sup> <sup>970</sup> <sup>971</sup> <sup>972</sup> <sup>973</sup> <sup>974</sup> <sup>975</sup> <sup>976</sup> <sup>977</sup> <sup>978</sup> <sup>979</sup> <sup>980</sup> <sup>981</sup> <sup>982</sup> <sup>983</sup> <sup>984</sup> <sup>985</sup> <sup>986</sup> <sup>987</sup> <sup>988</sup> <sup>989</sup> <sup>990</sup> <sup>991</sup> <sup>992</sup> <sup>993</sup> <sup>994</sup> <sup>995</sup> <sup>996</sup> <sup>997</sup> <sup>998</sup> <sup>999</sup> <sup>1000</sup> <sup>1001</sup> <sup>1002</sup> <sup>1003</sup> <sup>1004</sup> <sup>1005</sup> <sup>1006</sup> <sup>1007</sup> <sup>1008</sup> <sup>1009</sup> <sup>1010</sup> <sup>1011</sup> <sup>1012</sup> <sup>1013</sup> <sup>1014</sup> <sup>1015</sup> <sup>1016</sup> <sup>1017</sup> <sup>1018</sup> <sup>1019</sup> <sup>1020</sup> <sup>1021</sup> <sup>1022</sup> <sup>1023</sup> <sup>1024</sup> <sup>1025</sup> <sup>1026</sup> <sup>1027</sup> <sup>1028</sup> <sup>1029</sup> <sup>1030</sup> <sup>1031</sup> <sup>1032</sup> <sup>1033</sup> <sup>1034</sup> <sup>1035</sup> <sup>1036</sup> <sup>1037</sup> <sup>1038</sup> <sup>1039</sup> <sup>1040</sup> <sup>1041</sup> <sup>1042</sup> <sup>1043</sup> <sup>1044</sup> <sup>1045</sup> <sup>1046</sup> <sup>1047</sup> <sup>1048</sup> <sup>1049</sup> <sup>1050</sup> <sup>1051</sup> <sup>1052</sup> <sup>1053</sup> <sup>1054</sup> <sup>1055</sup> <sup>1056</sup> <sup>1057</sup> <sup>1058</sup> <sup>1059</sup> <sup>1060</sup> <sup>1061</sup> <sup>1062</sup> <sup>1063</sup> <sup>1064</sup> <sup>1065</sup> <sup>1066</sup> <sup>1067</sup> <sup>1068</sup> <sup>1069</sup> <sup>1070</sup> <sup>1071</sup> <sup>1072</sup> <sup>1073</sup> <sup>1074</sup> <sup>1075</sup> <sup>1076</sup> <sup>1077</sup> <sup>1078</sup> <sup>1079</sup> <sup>1080</sup> <sup>1081</sup> <sup>1082</sup> <sup>1083</sup> <sup>1084</sup> <sup>1085</sup> <sup>1086</sup> <sup>1087</sup> <sup>1088</sup> <sup>1089</sup> <sup>1090</sup> <sup>1091</sup> <sup>1092</sup> <sup>1093</sup> <sup>1094</sup> <sup>1095</sup> <sup>1096</sup> <sup>1097</sup> <sup>1098</sup> <sup>1099</sup> <sup>1100</sup> <sup>1101</sup> <sup>1102</sup> <sup>1103</sup> <sup>1104</sup> <sup>1105</sup> <sup>1106</sup> <sup>1107</sup> <sup>1108</sup> <sup>1109</sup> <sup>1110</sup> <sup>1111</sup> <sup>1112</sup> <sup>1113</sup> <sup>1114</sup> <sup>1115</sup> <sup>1116</sup> <sup>1117</sup> <sup>1118</sup> <sup>1119</sup> <sup>1120</sup> <sup>1121</sup> <sup>1122</sup> <sup>1123</sup> <sup>1124</sup> <sup>1125</sup> <sup>1126</sup> <sup>1127</sup> <sup>1128</sup> <sup>1129</sup> <sup>1130</sup> <sup>1131</sup> <sup>1132</sup> <sup>1133</sup> <sup>1134</sup> <sup>1135</sup> <sup>1136</sup> <sup>1137</sup> <sup>1138</sup> <sup>1139</sup> <sup>1140</sup> <sup>1141</sup> <sup>1142</sup> <sup>1143</sup> <sup>1144</sup> <sup>1145</sup> <sup>1146</sup> <sup>1147</sup> <sup>1148</sup> <sup>1149</sup> <sup>1150</sup> <sup>1151</sup> <sup>1152</sup> <sup>1153</sup> <sup>1154</sup> <sup>1155</sup> <sup>1156</sup> <sup>1157</sup> <sup>1158</sup> <sup>1159</sup> <sup>1160</sup> <sup>1161</sup> <sup>1162</sup> <sup>1163</sup> <sup>1164</sup> <sup>1165</sup> <sup>1166</sup> <sup>1167</sup> <sup>1168</sup> <sup>1169</sup> <sup>1170</sup> <sup>1171</sup> <sup>1172</sup> <sup>1173</sup> <sup>1174</sup> <sup>1175</sup> <sup>1176</sup> <sup>1177</sup> <sup>1178</sup> <sup>1179</sup> <sup>1180</sup> <sup>1181</sup> <sup>1182</sup> <sup>1183</sup> <sup>1184</sup> <sup>1185</sup> <sup>1186</sup> <sup>1187</sup> <sup>1188</sup> <sup>1189</sup> <sup>1190</sup> <sup>1191</sup> <sup>1192</sup> <sup>1193</sup> <sup>1194</sup> <sup>1195</sup> <sup>1196</sup> <sup>1197</sup> <sup>1198</sup> <sup>1199</sup> <sup>1200</sup> <sup>1201</sup> <sup>1202</sup> <sup>1203</sup> <sup>1204</sup> <sup>1205</sup> <sup>1206</sup> <sup>1207</sup> <sup>1208</sup> <sup>1209</sup> <sup>1210</sup> <sup>1211</sup> <sup>1212</sup> <sup>1213</sup> <sup>1214</sup> <sup>1215</sup> <sup>1216</sup> <sup>1217</sup> <sup>1218</sup> <sup>1219</sup> <sup>1220</sup> <sup>1221</sup> <sup>1222</sup> <sup>1223</sup> <sup>1224</sup> <sup>1225</sup> <sup>1226</sup> <sup>1227</sup> <sup>1228</sup> <sup>1229</sup> <sup>1230</sup> <sup>1231</sup> <sup>1232</sup> <sup>1233</sup> <sup>1234</sup> <sup>1235</sup> <sup>1236</sup> <sup>1237</sup> <sup>1238</sup> <sup>1239</sup> <sup>1240</sup> <sup>1241</sup> <sup>1242</sup> <sup>1243</sup> <sup>1244</sup> <sup>1245</sup> <sup>1246</sup> <sup>1247</sup> <sup>1248</sup> <sup>1249</sup> <sup>1250</sup> <sup>1251</sup> <sup>1252</sup> <sup>1253</sup> <sup>1254</sup> <sup>1255</sup> <sup>1256</sup> <sup>1257</sup> <sup>1258</sup> <sup>1259</sup> <sup>1260</sup> <sup>1261</sup> <sup>1262</sup> <sup>1263</sup> <sup>1264</sup> <sup>1265</sup> <sup>1266</sup> <sup>1267</sup> <sup>1268</sup> <sup>1269</sup> <sup>1270</sup> <sup>1271</sup> <sup>1272</sup> <sup>1273</sup> <sup>1274</sup> <sup>1275</sup> <sup>1276</sup> <sup>1277</sup> <sup>1278</sup> <sup>1279</sup> <sup>1280</sup> <sup>1281</sup> <sup>1282</sup> <sup>1283</sup> <sup>1284</sup> <sup>1285</sup> <sup>1286</sup> <sup>1287</sup> <sup>1288</sup> <sup>1289</sup> <sup>1290</sup> <sup>1291</sup> <sup>1292</sup> <sup>1293</sup> <sup>1294</sup> <sup>1295</sup> <sup>1296</sup> <sup>1297</sup> <sup>1298</sup> <sup>1299</sup> <sup>1300</sup> <sup>1301</sup> <sup>1302</sup> <sup>1303</sup> <sup>1304</sup> <sup>1305</sup> <sup>1306</sup> <sup>1307</sup> <sup>1308</sup> <sup>1309</sup> <sup>1310</sup> <sup>1311</sup> <sup>1312</sup> <sup>1313</sup> <sup>1314</sup> <sup>1315</sup> <sup>1316</sup> <sup>1317</sup> <sup>1318</sup> <sup>1319</sup> <sup>1320</sup> <sup>1321</sup> <sup>1322</sup> <sup>1323</sup> <sup>1324</sup> <sup>1325</sup> <sup>1326</sup> <sup>1327</sup> <sup>1328</sup> <sup>1329</sup> <sup>1330</sup> <sup>1331</sup> <sup>1332</sup> <sup>1333</sup> <sup>133</sup>

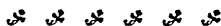
Geheimnißes einzubringen. Sind wir noch auf Erden, oder in den Himmel entrückt? Schauen wir nur auf die Krippe: es ist keine Vision, keine Entzückung; es ist alles Wirklichkeit, ja—wenn wir wollen—recht elende, dürftige, alltägliche Wirklichkeit. Millionen Kinder armer und verachteter Leute werden ebenso im Winkel geboren, wie dieses Kind. Der Erdkreis nimmt so gut wie gar keinen Anteil an den Vorgängen zu Bethlehem, und doch ist diese Geburt das größte Ereigniß der Weltgeschichte. Selbst jene werden sich mit ihm zu beschäftigen haben, welche die Nachfolge des Herodes ausüben. Die Szene stellt uns also nicht nur ein religiöses Bild vor, sie ist nicht nur eine Illustration einer Wahrheit, eines Dogmas, sondern im eigentlichen Sinne eine Abbildung aus der Weltgeschichte. Eine illustrierte Universalgeschichte müßte dieses Bild gerade so gut aufnehmen, als eine Prachtausgabe der Bibel. Es ist auch, wie schon angedeutet, keine Szene, die der Künstler frei erdacht hätte, wie etwa die Darstellung von Hannibals Zug über die Alpen, nein, jede Einzelheit ist durch Schrift und Tradition verbürgt. Darum fehlt weder der fromme Handwerker, dem Gott seinen Sohn und seine Braut anvertraute, noch können wir Ochs und Eselin vermiffen. Es mag uns erstaunlich scheinen, aber es entspricht den Thatsachen. Der mit Christus und Christi Geist Vertraute hat sich auch mit Christi Umgebung schon vertraut gemacht. Die armen Hirten vom Felde und die reichen Könige aus dem Morgenlande gehören ja auch zur Komposition des Bildes, gerade wie Reich und Arm, Vornehm und Gering zu dem Weltreiche gehören, dessen Beginn und Gründungsakt uns die Krippenszene vorführt. Der Künstler stellt ferner in den drei traditionellen Hirten gern die drei Lebensalter des Knaben, des Mames und des Greises dar, und ähnlich in den Trachten und der verschiedenen Gesichtsfarbe der Magier die zum Heile berufenen Völkerstämme. Wie zu einem Bilde Karls des Groß-

en die Bügelkrone, Szepter und Reichsapfel, zu Julius Cäsar der Lorbeerkranz, zu Gregor VII. die Tiara, zu Napoleon der dreifarbige Hut gehören, so hat auch der König in der Krippe von Bethlehem seine überlieferten Attribute. Die Menschen und die Thiere, ja auch die himmlischen Heerschaaren und endlich der Stern, welcher die Jhn Suchenden leitet, gehören zur Staffage des Bildes. Nicht als schöne und trotzdem ziemlich unnütze Dekorationsstücke, nein, als Symbole seiner Lehre. Oder ist die Gegenwart Marias nicht schon ein Anlaß für den Beschauer des Bildes, daran zu denken, was denn den Himmel auf die Erde herabgezogen hat? Hat ihre Demut oder ihre Jungfräulichkeit oder ihre Liebe es möglich gemacht, daß sie den Ehrenplatz an der Krippe einnimmt? Oder soll ihr Bild uns an die Leiden und Freuden derjenigen erinnern, die dem göttlichen Kinde ganz besonders nahe stehen? Sollen wir ihre verborgene Würde oder ihre äußere Schlichtheit mehr bewundern? Und sind wir überhaupt bloß zur Bewunderung der Szene oder vielleicht auch zur Nachahmung an die heilige Darstellung herangetreten?

Alle die vor der Krippe stehen, sollten sie mit den Augen des Künstlers betrachten. Die Beziehungen der Personen zu einander, das Warum und Wie sie dargestellt sind, die Bedeutung, die sie für andere und uns haben—das sollten wir aufmerksam studieren. Tugend, Größe, Vollkommenheit, Heiligkeit strahlen uns dann entgegen. Splendor perfectionis; der Glanz des Guten, der Glanz der Wahrheit, der Abganz des himmlischen Vaters: ist das nicht wahre Schönheit? Welcher Meistheller wollte nicht geneigt sein, bei der Fülle und Erhabenheit solcher Ideen, etwaige Mängel in der technischen Ausführung der Gruppe zu übersehen und zu verzeihen! Wie können wir überhaupt erwarten, daß ein Künstler auf Erden aus Holz und Papp jede Szene würdig darzustellen im Stande sei, die vor Anfang der Welt im Geiste Got-

tes erjonnen und geſchaut wurde! Suchen wir hier in die Gedanken der ewigen Weisheit einzudringen, und wir werden die Krippe mit Künstleraugen betrachten. Vielleicht — oder hoffentlich wird die Krippenszene uns zum Kopieren anregen. Das ganze Bild, die Geburt Gottes in der Menschheit, oder auch einzelne Gruppen und Teile der Szene könnten wir aus dem Stoffe unseres eigenen Herzens modellieren. Auch ein wenig Kunstkritik, d. h. ein Vergleichen unserer Ideale mit dieser Künstlerthat Gottes, darf ganz gern dabei herauskommen. Wie die heidnischen Mythologien von der Liebe ihrer Götter zu den Erdentindern jabelten, wie die Menschheit auch im Banne des Irrthums von einem seligen, beglückenden Verkehr der Himmlischen mit den Staubgeborenen geträumt hat, wie einige falsche Religionen selbst von märchenhaften Inkarnationen der Unsterblichen erzählen, so will auch unser aufgeklärter Geist trotz seiner Endlichkeit die Schranken von Raum und Zeit durchbrechen, will unser Herz seine Ruhe und seine Seligkeit im Unendlichen finden. Ja, der Mensch will der Gottheit nahe sein! Nun denn, wo ist der Mensch inniger mit Gott vereint, als in der Person des Kindleins in der Krippe? Ahnung und Verlangen sind zur Thatfache geworden, und Er, in dem das Wunder geschehen ist, hat überdies noch versprochen, daß er alles an sich ziehen werde. Knüpfen wir an der Krippe das heilige Band, schließen wir den Bund mit ihm, der unser Handeln und Sein für Zeit und Ewigkeit werthvoll und göttlich macht.

In einem historischen Bilde haben wir nur Interesse, wenn wir genau verstehen, was es darstellt. Studium ist also auch



Maria ist das Urbild alles Wahren und Guten und Schönen; darum entnehmen Religion und Sitte dem Marianischen Cultus die wichtigsten Motive und Poesie und Kunst feierten von jeher in der Darstellung dieses Ideals ihre besten Triumphe.

nöthig, wollen wir die Geschichte der Personen auf dem Krippenbilde verstehen. Was ging der dargestellten Szene voraus? Was folgte ihr? Was ist der Ausgang der Handlung, die wir da vor uns sehen? Alle diese Fragen zu beantworten und die gewonnene Erkenntniß praktisch werden zu lassen, was ist das Anders als die Nachfolge Christi?

So jesselt denn das liebeleiche Gotteskind mit Maria und Joseph, mit Magiern und Hirten, mit den klugen Thierlein und dem mystischen Stern Phantasie und Geist des Beschauers. Es ist uns eben sichtbar, so zu sagen greifbar „erschieden die Güte und Menschenfreundlichkeit unseres Erlösers, Gottes (Tit. 3. 4)“ damit wir, wie es in der herrlichen Weihnachtspräfation heißt, durch das Geheimniß der Menschwerdung erleuchtet, mit dem Auge des Geistes Gott, den sichtbaren, erkennen und so zur Liebe des unsichtbaren höchsten Gutes entflammt werden.

Wie viele aber freuen sich dieses wahren Gutes, des schönsten Geschenkes der Christnacht? Unter dem schimmernden Weihnachtsbaum liegen Gaben mancher Art, und auch die Kunst thut ihr Möglichstes, um Herz und Auge wenigstens der Reichen zu erfreuen. Die Symbolik des Christbaumes aber bleibt vielen verborgen, denen selbst, die vielleicht blondgelockte Wachsengel mitten unter dem Zuckerwerke und dem Glittergold aufhängen. Und erst die Krippe! Sie steht vielleicht in der staubigen Kumpelkammer, vergessen und zerbrochen, wie ein Nürnberger Spielzeug aus den Jugendtagen der Großeltern. Wohl dem Hause, reich oder arm, wo dieses wahre Kunstwerk am schönsten aller Familienesste noch seinen Ehrenplatz behauptet!

Im Buche des Lebens ist jeder neue Tag ein erstes Kapitel.

Je reiner das Herz, aus welchem das Gebet emporsteigt, desto sicherer die Erhöhung.

## Eine Rosenkranz- und Skapulier-Geschichte.



rofeſſor Recamier iſt bekannt geworden als einer der größten Aerzte und geiſtreichſten Schriftſteller Frankreichs. Namentlich während der Cholera-Epidemie im Jahre 1832 erfüllte er ganz Paris mit ſeinem Ruhme. Von ihm erzählt ſein Biograph Dr. Jules Maſſe:

Unter den vertrauten Freunden des berühmten Profeſſors befand ſich auch einer jener auſerwählten Männer, welche von der Vorſehung geſandt zu ſein ſcheinen, um die ganze Liebenswürdigkeit der Religion zu beweifen: es war ein vormaliger Oberoffizier der Cavallerie, ein Mann mit einem großen Namen und angenehmen Manieren, der Graf Malet, der erſt ſpät in den Prieſterſtand getreten war, und mit der tiefſten Frömmigkeit, die ganze in der vornehmen Welt gebräuchliche Höflichkeit und Annuth verband.

Mein Vater, gleichfalls ein alter Soldat, war mit dem Grafen Malet dermaßen befreundet, daß er alle Tage um die nemliche Zeit eine oder zwei Stunden mit ihm zubrachte. Dieſes tägliche Zuſammentreffen erfolgte mit militäriſcher Pünktlichkeit, und ſchien für beide eine Nothwendigkeit, eine Pflicht geworden zu ſein.

Eines Abends machte mir mein Vater den Vorſchlag, ich ſollte ihn begleiten.

— Der Abbe iſt unpäßlich, ſagte er zu mir; es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Herr Recamier ihn beſuchen wird, und dies wird für dich eine Gelegenheit ſein, deſſen Bekanntschaft zu machen.

Wir gingen miteinander; aber als ich in das Zimmer des ehrwürdigen Geiſtlichen trat, bekam ich heftiges Herzklopfen, und ich fühlte, daß mein Benehmen ſehr ſirkiſch war, ſo groß war meine Furcht und meine Schüchternheit.

Recamier war noch nicht bei ſeinem Patienten; ich hatte alſo Zeit, meine Sinne wie-

der zuſammen zu nehmen und mich zu faſſen. Außerdem war der geiſtliche Herr ſo gut, ſo freundlich, ſo wohlwollend! Eine majeſtätliche Narbe, die Folge eines tüchtigen Säbelhiebes lief über das ganze Geſicht des edeln Veteranen. Er hatte eine militäriſche Haltung und den Gang eines vornehmen Herrn; aber ſein Blick war ſo aufmunternd, ſeine Rede ſo einſchmeichelnd, daß ich mich nach einer Viertelſtunde bei ihm ſo heimlich fühlte, wie im väterlichen Hauſe.

Plötzlich öffnet ſich die Thür, und der Kammerdiener meldet:—der Herr Doctor Recamier! Bei dieſem Namen glaubte ich einen Fauſtſchlag auf die Bruſt zu bekommen, es wurde mir ſchwarz vor den Augen. Der Doctor trat raſch ein, und näherte ſich mit liebevollem Eifer dem Herrn des Hauſes. Dann erwiderte er uns artig den Gruß, den wir aus Höflichkeit an ihn gerichtet hatten. Man plauderte; wohlverſtanden, ich miſchte mich nicht in die Unterhaltung, ſondern ſaß auf dem Rande meines Sessels, ein wenig in den Schatten gerückt, machte aus meinem Gute eine Art von Volkwerk, und ſperzte Augen und Ohren auf.

So ſehr mir ſonſt Recamier hart und ſtreng geſchienen hatte, ſo liebreich und gut erſchien er mir hier; ſo abſtrakt und ſchwer verſtändlich ſeine Bücher ihn mir hatten erſcheinen laſſen, ſo klar und lichtvoll hatte die Unterhaltung ihn mir gezeigt.

Die Scene endete mit einer Episode, die ich erzählen will.

Recamier erhob ſich ſchon, um ſich zu beurlauben, als er, ſich plötzlich beſinnend, den Hut wieder auf den Tiſch legte, den Stock in die Ecke ſtellte, und mit der Hand in eine der Taſchen ſeiner Beinkleider fuhr.

— Zum Henker! beinahe hätte ich etwas ſehr wichtiges vergeſſen.

— Was denn, fragte der geiſtliche Herr.

— Es iſt mir ein Unglück paſſirt, Herr Abbe.

— Ei, was denn?—Ein Unglück das nur Sie



wieder zutmachen können.—Lassen Sie hören! Es handelt sich um einen Bruch, den Sie ganz gut wieder einrichten können, von einer kleinen Operation, die ich Sie vorzunehmen bitte. Und bei diesen Worten zog der berühmte Professor seine Hand wieder aus der Tasche und zeigte triumphirend. . . . rathet einmal, was? einen Rosenkranz!

Ich gestehe daß ich ganz verblüfft hierüber war. Er, der große Recamier, der berühmte Professor, der nicht nur an der medizinischen Schule, sondern auch am College de France zu lehren hatte; er, der Arzt der großen, der vornehmen Herren, der Fürsten, sogar der Könige; er, dessen Ruf ein europäischer war, betete seinen Rosenkranz, wie ein erster Kommunikant, wie ein Seminarist, wie ein altes Weib! er war wirklich ein frommer, ja heiliger Mann, und wenn er erzählte, so geschah es mit einer reizenden Gutmüthigkeit und einer köstlichen Einfalt.

— Der tausend! Ich bete meinen Rosenkranz, sagte er, indem er sich mit lächelnder Miene gegen uns kehrte. Wenn ich über einen Kranken unruhig, wenn ich mit meinen Hilfsmitteln zu Ende bin, wenn ich die Arznei unmächtig, und die Heilkunde unwirksam finde, so wende ich mich an denjenigen, der alle heilen kann. Nur verfare ich dabei diplomatisch, und da ich, durch meine Geschäfte vollauf in Anspruch genommen bin, und nicht Muße habe lange Zeit Fürbitte einzulegen, so nehme ich die heilige Jungfrau zur Vermittlerin, wenn ich zu meinen Kranken gehe, und bete ihr einen oder zwei Zehner an meinem Rosenkranz. Nichts ist leichter, begreifen Sie wohl? Ich sitze ganz ruhig in meinem Wagen, ich lasse meine Hand in die Tasche gleiten, und dann . . . beginne ich die Unterredung. Der Rosenkranz ist mein Dolmetscher: da ich nun gar oft zu diesem Dolmetscher meine Zuhilfenahme, so ist er müde, er ist krank, und deshalb bitte ich den geistlichen Herrn, ihn zu untersuchen, ihm eine Consultation zu bewilligen, ihn, wenn's nöthig ist, zu operiren, mit einem Worte, mir ihn zu heilen. Mein Vater gab durch ein paar Worte seine

Zustimmung zu erkennen, ich mit einfachem Kopfnicken; der Graf Malet nahm den zerrißenen Rosenkranz in Empfang, versprach ihn schleunig wieder in guten Stand zu setzen, und Herr Recamier verließ uns.

Als ich mich am Abend wieder niederlegte, war mein Kopf und mein Herz voll von dem gemachten Besuche: ich konnte nicht umhin, an die einfälligen Spöttereien gewisser Leute zu denken, welche den Rosenkranz höchstens für die Belschwestern für gut halten, und welche ihrer Würde etwas zu vergeben glauben würden, wenn sie mehrere Mal hintereinander eine große Zahl von Ave Maria beteten.—„Mein Freund, sagte mir später Recamier in jener gemüthlichen, malerischen, excentrischen Sprache, die ihm eigen war, der Rosenkranz ist ein Glöckchen, jedes Ave Maria eine Aufforderung, oder wenn Sie lieber wollen, eine wohlempfohlene Bittschrift. Sie sehen täglich einen Haufen von Hungererleidern in Paris ankommen, welche die Abficht haben, bei den Behörden zu sollicitiren, und die Mächtigen und die Reichen anzurufen. Nun braucht man aber, um in die Tuilleries zugelassen zu werden, Protection, Bitten um Audienz und hochgestellte Freunde; um in ein Ministerium zu gelangen, bedarf es zahlreicher Schritte, und des (schwer zu erlangenden) Wohlwollens der Angestellten, der Umgebung, und oft sogar der Herrn Thürsteher und Herrn Bureauaufwärter. Um mit der heiligen Jungfrau zu sprechen, bedarf's aber keiner Weilläufigkeiten: man zieht das Glöckchen, d. h. man nimmt seinen Rosenkranz, sogleich geht die Thüre auf, man reicht seine Bittschrift ein, und die heilige Jungfrau ist so gut, daß die Bitte, sofern nicht ganz besondere Gründe dagegen sprechen, sogleich erhört wird.“

In dieser Beziehung erzählte mir Recamier folgende erbauliche Geschichte. Ich will es gar nicht versuchen, sie so zu erzählen, wie er sie vortrug, denn die Feder ist unmögend, die dem Erzähler eigenthümliche Würze und Färbung wieder zu geben.

Jene, welche den berühmten Professor gekannt haben, können sich einen Begriff machen, was eine solche Erzählung im Munde Recamier's sein mußte. Der würdige Mann war Hausarzt bei einem jungen Ehepaar, das in der großen Straße du Bac, einige Schritte von der so bekannten Kirche der auswärtigen Missionen wohnte, und der Doctor war für dasselbe aus zwei Gründen ganz besonders eingenommen. Der erste Grund war, weil er die junge Frau und ihre achtungswerthe Familie seit lange her kannte, und weil er zu diesen rechtschaffenen Leuten die größte Zuneigung hegte (wenn Recamier liebte, so liebte er nicht für einen Tag, nicht für ein Jahr, noch liebte er bloß halb); der zweite war, weil der junge Mann ihm in großer Gefahr zu schweben schien, weil er ihn für schwer angegriffen und sehr bedenklich krank hielt: je schrecklicher ihm die Krankheiten erschienen, desto eifriger sann er auf Mittel, sie zu bekämpfen; je furchtbarer ihm der Feind schien, desto kühner trachtete er, seiner Herr zu werden.

Nach drei Monaten des Kampfes kam, unerachtet aller Geschicklichkeit und allen Muthes des Arztes, leider! die Niederlage mit ihrem Gefolge von Klagen, und ihrem Tribut von Thränen und Verzweiflung. Es war eine von jenen Krankheiten, an denen alle menschlichen Anstrengungen und alle irdische Wissenschaft elendiglich scheitern. An einer Herzerweiterung leidend, war der Kranke von Tag zu Tag von jenen rasch tödtenden Gefäß-Verzweigungen bedroht, die man Aneurismen nennt. Segen diese erste Gefahr hatte Recamier lange Zeit die festeste Hoffnung bewahrt; er hatte Mittel eronnen, in einiger Weise den Mittelpunkt des Blutumlaufes zu fesseln, das allzu ungestüme Klopfen zu hemmen, und die ruhestörenden Stöße zu mildern.

Aber siehe! da tritt ein neues Uebel auf; ein tieffigendes, tyrannisches, beinahe immer unbezwingliches Brustleiden. Heftiges Blutspieen verkündigte das Auftreten des neuen Feindes; und nach und nach

liefert die ärztliche Untersuchung den Beweis, daß die Lunge angegriffen, und von furchtbaren Knoten beinahe zerstört ist.

Das war ein Todesurtheil, ein unwiderrißliches Todesurtheil, vor welchem der Arzt sich beugen mußte.

Allein wenn man nicht heilen kann, so tröstet man, und ungeachtet des Kummers, den diese langsam heranschleichende Niederlage ihm verursachte, erschien Recamier jeden Tag wieder mit Worten der Ermunterung und mit Mitteln, welche bestimmt waren, die letzten Leiden ein wenig zu lindern.

Eines Morgens wurde der Praktiker durch das Aussehen und den kaum fühlbaren Puls seines Patienten erschreckt; er untersucht Brust und Herz mit dem Stethoscop, er klopft an allen Seiten der Brust, dann legt er das Ohr wieder an's Hörrohr.

Ach! in diesem Augenblicke mußte er seine ganze Energie zusammenraffen, um nicht in seinen betrübten Augen das verhängnißvolle Urtheil und dessen nahe bevorstehende Vollstreckung lesen zu lassen. Er ging mit der festen Ueberzeugung, daß er nicht mehr zu kommen brauche, und da die Familie nicht nur religiös war, sondern auch offen allen Tröstungen einer frommen Andacht sich hingab, so begnügte sich Recamier, welcher glaubte, daß der Kranke die heiligen Sterbsakramente schon empfangen habe, damit, den beiden weinenden Frauen zu sagen: — Muth, beten Sie zu dem lieben Gott, oder vielmehr, beten wir alle zusammen.

Dann empfahl er einem Bedienten, den er auf der Stiege traf, ihm im Falle einer Katastrophe schleunigst Nachricht zu geben.

Da er am nämlichen Abend keine schlimme Nachricht erhalten hatte, so begab er sich nochmals in die Straße du Bac. Bevor er in das Gemach des Kranken hinaufstieg, erkundigte er sich sorgfältig bei den Diensthoten.

— Nun, fragte er sie, wie steht's mit dem Kranken? — Immer gleich; der arme junge Herr ist übel daran.

Recamier stieg kopfschüttelnd hinauf, indem er mit dem großen Stocke, den er

jets bei sich hatte, bei jedem Schritte an die Treppe schlug. Er fragte bei sich selbst, wie denn der Sterbende in dem Zustand, in welchem er ihn des Morgens verlassen hatte, noch zwölf Stunden habe leben können. Aber sein Erstaunen war noch nicht zu Ende.

Des andern Tages in der Früh lebte der Brustkranke noch immer; am Abend noch derselbe Zustand, des gleichen am dritten Tage; und ebenso am Abend dieses Tages.

— Wie kommt das? sagte sich der berühmte Praktiker, die Lunge ist zerstört; die Herzverengung, die immer zunimmt, klemmt die Brust ungeheuer zusammen; physiologisch, ja mechanisch genommen, scheint mir das Athemschöpfen unmöglich; und das Leben des armen Jungen ist ein tägliches Wunder. Ich habe an seinem Hals eine Medaille und ein *S k a p u l i e r* wahrgenommen: sollte die Mutter Gottes ihn uns vielleicht retten wollen?

In dieser Hoffnung steigt der Doctor die Treppe hinauf, und nimmt vier Stufen auf einmal; er findet die Zimmerthür durch eine Fügung der Vorsetzung offen und tritt ein, ohne durch das gewöhnliche Klingeln des Glöckchens angemeldet zu werden.

Eine ganz unerwartete Scene ging im Zimmer des Kranken vor sich.

— Ich bitte dich, mein Freund, sagte die junge Frau weinend. Und sie umarmte ihren Mann, um ihrer stehenden Bitte Eingang zu verschaffen. Die Mutter, welche am Bette kniete, hielt die eiskalte Hand des Sterbenden in ihren vor Aufregung zitternden Händen, und sagte mit mütterlicher Zuverlässigkeit zu ihm:

— Du wirst sehen, mein Kind, daß das uns allen Glück bringen wird: täglich sieht man, wie eine solche heilige Feierlichkeit den Segen des Himmels herabzieht, die Genesung herbeiführt, ja sogar die Gesundheit wieder bringt.

— Nun, nun, was geht dem hier vor? sagte der Doctor vortretend.

— Zieh da! rief die Mutter aufstehend, der Herr Doctor wird es dir sagen, denn er

hat es gewiß schon oft erfahren. Nicht wahr, Herr Doctor, die heiligen Sakramente haben schon sehr oft Kranke in Todesgefahr gerettet?

— Ja, gewiß! erwiderte mit Begeisterung Recamier, dem diese Frage alles klar machte. Leider wurde nun der Kranke, welcher schon durch die dringenden Bitten seiner Familie aufgeregter war, heftig aufgebracht, als er sah, daß ein Fremder Zeuge dieser inneren Angelegenheit sein mußte, und indem er sich mit der Wuth eines äußerst erbitterten Menschen auf seinem Lager wälzte, murmelte er mit kaum hörbarer Stimme:

— Laßt mich, laßt mich alle; ihr quält mich vergebens, ihr quält mich vergebens, ihr quält mich auf grausame Weise, ihr bringt mich um, ihr tödtet mich! . . . Bei solchen Veranlassungen wurde der religiöse Arzt ein wahrhafter Apostel; und ich trage die Ueberzeugung in mir, daß es ebenso unmöglich wäre, die Seelen zu zählen, die er gerettet, als es unmöglich ist, die Kranken zu zählen, deren Leben er verlängert hat. Aber bei dem bereits erwähnten Umstande sah der Praktiker, vermöge seiner bewährten Erfahrung, in dieser religiösen Erörterung eine drohende Gefahr, eine bevorstehende Katastrophe. Jeder weiß, wie verhängnißvoll jede Aufregung den an Nerven leiden Kranken werden kann; niemanden ist unbekannt, wie leicht es ist, das Lebensflämmchen bei einem dem Tode nahen Brustkranken auszulöschen. Deshalb gab Recamier der Mutter und der Gattin ein Zeichen, daß sie schweigen sollten.

— Nu, nu, Herr Friedrich, sagte er, indem er sich dem Bette näherte, geben Sie mir die Hand, wir wollen uns nicht entzweien. Bedenken Sie doch, daß wir, Ihre Mutter, Ihre vortreffliche Mutter, Ihre vortreffliche Gattin und ich nur eines wünschen . . . das Ende, oder wenigstens die Linderung Ihrer körperlichen Leiden, und die Ruhe und Heiterkeit ihres Geistes. . . Sprechen Sie nun kein Wort mehr. . . Bleiben Sie

ruhig liegen, damit die Aufregung sich lege. Ich komme bald wieder, geben Sie mir einen Händedruck. Mit diesen Worten schied er.

— Meine Damen, flüsterte er den beiden Frauen zu, welche ihn an die Thür begleiteten: Klugheit und Vertrauen; sagen Sie kein Wort mehr zu dem Kranken, aber bitten Sie den Himmel, daß er die guten Worte befruchten wolle, die Sie schon angewendet haben. Ich habe ein Skalpulier auf der Brust des Herrn Friedrich gesehen: ich bin jetzt vollkommen überzeugt, die heilige Jungfrau hat ihn seit einigen Tagen augenscheinlich beschützt; bitten Sie sie, daß sie ihr Werk vollende, und trachten Sie das, was wir alle so sehr wünschen, durch einfache Ave Maria zu erlangen.

Es war ziemlich spät, als Recamier die Straße du Bac verließ, aber er begab sich schnell nach Sacre Coeur, wo er einige Kranken hatte, und alle Ordensfrauen, denen er da begegnete, bis zu den Müttern in den Krankenzublen, bat er um Ave Maria für einen Kranken, der ihn sehr interessirte.

Hierauf ging er zu dem Abbe Malet, um ihm die Sachlage zu erzählen, und ihn nicht nur um einige Ave, sondern um einen ganzen Rosenkranz zu bitten.

Bei Recamier betete man des Abends gemeinschaftlich; „eine rührende Andacht, im Vorbeigehen bemerkt, welche alle Gewohnheiten des christlichen Lebens an den häuslichen Herd verpflanzt, und die Beobachtung aller religiösen Vorschriften verbürgt; denn dem Verdienste des besondern Gebetes fügt sie die Gnade, das Ansehen und die Ueberredung des guten Beispiels hinzu; der Hausvater und die Hausmutter und die Diensthboten bekennen da ihren Glauben nicht mehr im Stillen, sie versprechen die Gebote Gottes und seiner Kirche zu beobachten, und zwar öffentlich und feierlich, in Gegenwart von Zeugen, die in gewisser Weise Akt davon nehmen, um sich dessen bei Gelegenheit zu erinnern.“

Bevor man an jenem Abend das Gebet,

wie gewöhnlich mit dem Kreuzeszeichen schloß, machte das ehrwürdige Familienhaupt bekannt, es sollten für die Rückkehr eines schon am Rande des Grabes befindlichen Kranken zu Gott noch drei Ave Maria gebetet werden; die Ave Maria wurden mit rührender Inbrunst gebetet.

Als nach Beendigung des Gebets Recamier sich, um aufzustehen, auf den Arm des Lehnstuhles stützte, neben dem er gekniet hatte, stieß er die Uhrumfasse und das, was darin war, unwillkürlich an eine der Ecken dieses Meubles; da brach, sei es nun durch die Wirkung des Stoßes, oder durch ein einfaches Zusammentreffen die große Feder in der Uhr, und verursachte ein so hörbares Schwirren, daß eine der anwesenden Personen fragte:—Was ist denn das?—Es ist der Teufel, der Reißaus nimmt, antwortete der fromme Arzt lächelnd. Dann zog er seine Uhr heraus und sagte zu ihr: Man wird dich wieder ausbessern, Alle; ich gestehe, daß du ziemlich lang deinen Dienst thatest, aber du wirst bald müde, als ich.

Des andern Tags in der Früh um sechs Uhr stand Recamier auf und machte sich zu Fuß, aber mit beschleunigten Schritten auf den Weg. Er wollte sehen, wie es in der Straße du Bac stehe.

Alle Welt im Hause war voll Freude; die Mutter des Kranken überfloß von Danksagen gegen Recamier; die junge Frau drückte ihm dankbar die Hand. Der Kranke hatte sich in einen Lehnstuhl setzen lassen, und als er den Arzt von weitem sah, rief er ihm zu: — Kommen Sie Doctor, kommen Sie! ich bin jetzt glücklich, und habe mich mit demjenigen veröhnt, den Sie so sehr lieben. . . . umarmen Sie mich!

Recamier that es, und setzte sich dann zu seinem Patienten; und nun erzählte man ihm das Nähere über die Umkehr zu Gott. Friedrich selbst hatte nach einem Priester verlanget; Friedrich selbst hatte nach der Beicht die Wegzehrung und die letzte Oelung gewünscht.

Recamier dankte Friedrich, und gestand ihm, daß er viele Leute für ihn habe beten lassen; neue Freude, neue Umarmungen.

Fünf Minuten nachher hörte der Neubekehrte plötzlich zu lächeln auf, um einen tiefen Seufzer auszustoßen. Dann war er still. Dieser Seufzer war der letzte, Friedrich war todt.

Nun verwandelte sich die Freude der guten Frauen in Weinen und Wehklagen, ihr Glück in Verzweiflung. Allein Recamier wies auf die erst neuerlich in dem Trauergemache aufgestellte Büste der heiligen Jungfrau.—Muth, meine Damen, Muth. Bitten Sie die Jungfrau Maria um Muth, und erinnern Sie sich mit Vertrauen an Alles, was sie schon für Sie gethan hat. Ihr armer Friedrich war bloßgestellt, verloren, unwideruflich verdammt seit lange her. Die heilige Jungfrau hat ihn wie durch ein Wunder am Leben erhalten, damit er Zeit habe, sich auf den Tod vorzubereiten. Friedrich verächtete die Sakramente, die heilige Jungfrau hat bewirkt, daß er sie

wünschte, sie sogar verlangte . . . A propos, um welche Zeit hat er den Priester von Ihnen verlangt? fragte Recamier, um ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben, und sie auf einen tröstlichen Gegenstand hinzuleiten.—Gestern Abend, um halb zehn Uhr, Doctor.

Nach dieser Antwort zog Recamier seine Uhr heraus, und stieß einen Schrei der Verwunderung aus.

— Um halb zehn Uhr! wiederholte er.

Gerade um halb zehn Uhr sind wir mit den Ave Maria für Friedrich fertig geworden. Ich weiß es, weil in diesem Augenblick die Feder meiner Uhr zerbrach, und Sie sehen, daß sie 9 Uhr 28 Minuten zeigt.

O! bitten Sie die heilige Jungfrau, meine lieben Damen; bitten Sie sie recht schön, und seien Sie überzeugt, daß, Sie Ihnen die Kraft geben wird, deren Sie in einem so schmerzlichen Augenblicke bedürfen.



### Augenscheinlicher Schutz durch die allerseeligste Jungfrau Maria.

Ein Priester in Paris berichtet an den Direktor der Semaine de Lyon über die Katastrophe des Wohlthätigkeits-Bazars 1897 folgende rührende Episode:

„Ich erfahre es von einem ehrwürdigen Pfarrer aus Paris, welcher eine Familie besucht, wo die Mutter und die Tochter arge Brandwunden erhielten, wenn dieselben auch nicht gerade lebensgefährlich waren. Sie gingen gegen 3 Uhr mit ihrem Sohne, beziehungsweise Bruder, welcher leider wie so viele andere weit entfernt von jeder religiösen Uebung war, zum Bazar. Um 4 Uhr brach das Unglück aus, und der junge Mann nimmt seine Mutter auf seine Arme und ist so glücklich, sie zu retten, obwohl sie sich dabei einige Brandwunden zuzog; er eilte zurück, um auch seine Schwester fortzuschleppen, einen Engel an Frömmigkeit, um sie zu retten. Das Feuer umgibt ihn, und ein brennender Balken fällt auf seinen Hut, ohne ihm besonders Uebel zuzufügen, noch ihn zu verbrennen. Die arme Schwester ist

gerettet und erhält wie die Mutter schwere, doch nicht lebensgefährliche Verletzungen. Des andern Tages spricht der junge Mann mit seinen theuren Kranken und sagt zur Schwester: „Es ist sonderbar, es ist wirklich außerordentlich, daß mir der brennende Balken auf den Kopf fällt und mich nicht im mindesten verletzt oder verbrennt, wenn ich fromm wäre, würde ich meinen, daß dies wunderbar sei.“—„Und warum willst du dies nicht sagen?“ fragt die Schwester, „mein Freund, hole deinen Hut.“—Ertaunt geht der junge Mann und holt lächelnd seinen Hut. „Betrachte das Innerer desselben und sieh, was ich in denselben, eine Stunde bevor wir in den Wohlthätigkeits-Bazar gingen, hineinthat.“ Der junge Mann geräth in Verlegenheit und findet mit größter Gemüthsbewegung unter dem Futter seines Hutes eine wunderbare Medaille. „Gott sei in Ewigkeit gepriesen,“ ruft der junge Held, „und morgen in der Frühe will ich zur Dankagung beichten und communizieren gehen.““

## Einige Punkte über die Lehre des allerheiligsten Altarsakramentes.

Von Rev. Hieronymus Reichwein, O. C. C.



„Jch werde euch nicht als Waisen hinterlassen: ich bleibe bei euch bis zum Ende der Welt.“ Mit diesen Worten wußte der Heiland seine Jünger wegen seines baldigen Scheidens zu trösten. Als er auf Erden erschienen war, da wollte er, daß seine Gegenwart unter den Menschen nie wieder aufhöre. Trennung von ihnen war ihm ein schmerzlicher Gedanke: und doch rückte die Zeit immer näher, wo er auch seinem Leibe nach zum Vater zurückkehren wollte. Seine Allmacht, Liebe und Weisheit erfand nun ein Mittel, das ihm Beides möglich machte, sowohl das Hingehen zum Vater, als auch das Bleiben bei uns. Sein Bleiben bei uns ist aber ein sehr geheimnißvolles: denn nicht in sinnlich wahrnehmbarer Gestalt wollte er unter uns weilen, sondern unter der unscheinbaren Hülle des Brodes. Hatte seine Liebe ihn dazu angetrieben die menschliche Natur anzunehmen, so machte sie es ihm auch wieder gleichsam unmöglich uns zu verlassen: war es ja doch seine Lust unter den Menschenkindern zu weilen. Darum stiftete er ein Denkmal—er wollte unter den sakramentalischen Gestalten bei uns bleiben, und nicht ölos an einem Orte, sondern überall, wo Priester sind.

Schon ein ganzes Jahr vor der wirklichen Einsetzung des allerheiligsten Altarsakramentes begann der Herr seine Jünger und das Volk auf das große Geheimniß vorzubereiten. Am Tage nach jener wunderbaren Brodvermehrung suchte ihn das Volk wieder auf. Durch die wunderbare Sättigung so vieler tausend Personen wollte er sie zum Glauben an seine Messiaswürde und seine Gottheit bringen. Allein sie suchten nur ihre sinnlichen Interessen zu be-

friedigen und kamen, wie man deutlich aus den Worten Jesu schließen kann, nur mit der Absicht, von Neuem Speisen zu begehren. Jesus gab ihnen nun darüber einen Verweis; benutzte aber doch die Gelegenheit, sie auf jene höhere Speise hinzuweisen, die selbst das Manna der Wüste an Kostbarkeit unendlich weit übertreffe.

Moses hatte, indem er den Juden Manna regnen ließ, sich selbst als den Abgesandten Gottes beglaubigt. Die Juden merkten, daß Jesus von ihnen als der Gesandte, ja der Sohn Gottes selbst angesehen sein wollte, und weil er für sich einen höheren Glauben begehrte, so forderten die Juden von ihm auch ein höheres Zeichen. Moses hatte sich ölos für einen Propheten ausgegeben und zur Beglaubigung seines Prophetenantes gab er ihnen „Himmelsbrod“ wie sie wähten. Da aber Christus eine noch höhere Würde und Sendung beanspruchte, so glaubten sie, von ihm auch ein höheres Zeichen verlangen zu dürfen. Jesus machte sie nun auf einen Fehler aufmerksam und zeigte ihnen, daß das Manna eigentlich nicht „Himmelsbrod“ genannt werden könnte: denn wenn es auch aus der Höhe, gleichsam wie ein Thau herabfiel, so war es doch nicht aus dem Himmel gekommen: doch sollte das Brod, welches er ihnen zu geben beabsichtigte, wahrhaft vom Himmel sein. Voll Verwunderung und Stammen über die Verheißung dieses himmlischen Brodes und voll Verlangen nach einer solch kostbaren Speise sprachen Einige. „Herr gib uns für immer dieses Brod!“ Der Heiland aber, nachdem er durch diese Rede ihr Verlangen nach höherem Brod geweckt, und ihre Erwartung, was dies für ein wunderbares Brod sein möge, aufs Höchste gespannt hatte, gab ihnen nun

die ernste und feierliche Erklärung: „Ich selbst bin dieses lebendige Brod, welches vom Himmel herabgekommen ist. Das Brod, welches ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt.“

Diese so geheimnißvollen aber majestätischen Worte, diese so ganz neue, so unerhörte und erhabene Offenbarung machte auf die in der Synagoge zu Kapharnaum versammelten Juden einen ganz gewaltigen Eindruck. Sie hatten ihn im eigentlichen strengnatürlichen Sinne des Wortes verstanden, und kaum war die letzte Silbe in ihren Ohren verklungen und es entstand ein allgemeines Murren und Flüstern, ein Zweifeln und Streiten über eine so unerhörte, unerklärliche Rede. Sie stritten unter einander und sagten: Wie kann uns denn dieser sein Fleisch zu essen geben? Wie kann er nur so reden? Wie ist denn dies möglich?“—Der Grund ihres Zweifels war dieser: sie waren noch nicht überzeugt von seiner Gottheit. Hätten sie ihn als Gott erkannt, so würden sie die Möglichkeit in dieser Sache gewiß zugegeben haben. Aber auch vielen seiner Jünger waren diese Worte höchst anstößig vorgekommen, und da sie nicht begreifen konnten, was dies Alles zu bedeuten habe, da schüttelten sie ungläubig ihre Köpfe und sagten: „Diese Rede ist hart, wer kann sie hören? Die Apostel begreifen wohl auch sein Wort nicht, jedoch getrauten sie sich nicht, an diesen so bestimmt ausgesprochenen Worten zu zweifeln, sondern sie harrten ehrfurchtsvoll schweigend auf weitere Erklärungen. Der Herr aber, der doch das Streiten und Murren der Juden, die abfälligen Bemerkungen so vieler seiner Jünger und die große Verlegenheit seiner Apostel wahrgenommen hatte, nahm auch nicht eine Silbe seiner Rede zurück, sondern wiederholte seine Aussage noch sechsmal hintereinander in immer deutlicheren Worten. Als nun daraufhin viele seiner Jünger sich von ihm abwandten, da muß ihr Benehmen seinem liebevollen Herzen wohl wehe gethan haben, allein er beließ sie bei der Anschauung,

daß es sich hier um ein eigentliches Essen und Trinken seines Fleisches und Blutes handele und ließ sie von sich ziehen, ja er fragte gar noch seine Apostel, ob sie auch von ihm gehen wollten. Aber Petrus antwortete im Namen Aller: „Herr zu wem sollen wir gehen? Du hast ja Worte des ewigen Lebens: aus deinen Worten und Werken sind wir zur Ueberzeugung gekommen, daß du Christus der Sohn Gottes bist, und wir glauben Alles auf dein bloßes Wort hin, selbst, wenn wir es nicht verstehen.“

Was aber der Sohn Gottes bei dieser Gelegenheit versprochen, das hat er auch getreulich gehalten. Es war so beiläufig ein Jahr nach dieser Begebenheit, wo der Heiland das Altarsakrament wirklich einsetzte, und es war wohl nicht ohne Ursache, daß der hl. Paulus jene Nacht näher bezeichnete; er sagt nämlich: „In jener Nacht, in der er verrathen wurde“—in jener Nacht, wo selbst seine vertrauesten Apostel ihn schmähslich im Stiche ließen,—in jener Nacht, wo gleichsam die ganze Welt sich gegen ihn verschworen hatte,—eben jene Nacht wählt er, wo er uns den höchsten Beweis seiner göttlichen Liebe erzeigen wollte. Denn wenn ihn die Welt auch haßte und zwar bis in den Tod haßte, so konnte sie doch mit all ihrem Haß die Flammen seiner Liebe nicht auslöschen. Sobald er mit seinen Jüngern das vorge schriebene Osterlamm geessen hatte, da nahm er Brod in seine heiligen und ehrwürdigen Hände, segnete es, brach es und gab es ihnen mit den Worten: „Nehmet hin und esset, denn dies ist mein Leib!“ Daraus folgt doch, daß er das Brod vor dem Darreichen wirklich verwandelt habe. Daß er aber die Macht hatte, eine solche Verwandlung wirklich vorzunehmen, wird doch gewiß Niemand leugnen wollen; denn wer diese Wahrheit beanstandet, der zieht dadurch die Gottheit Jesu selbst in Zweifel. Ist aber dieser Eckstein an dem Gebäude des christlichen Glaubens einmal morsch geworden, so hat das Gebäude keinen Halt

mehr, es wird sich eine Glaubenswahrheit nach der andern lösen und das ganze Glaubensgebäude stürzt über den Haufen. Ohne Bosheit können die Worte „Dies ist mein Leib“ nicht mißdeutet oder bloß sinnbildlich genoumen werden. Viele Ketzer haben es wohl versucht, den so klaren Worten unseres Herrn einen andern Sinn zu geben, aber alle sind bei diesen Versuchen zu Schanden geworden. Auch Luther hätte gar zu gern diese Wahrheit wegdisputirt, bloß um auf diese Weise, wie er selbst eingesteht, dem Papstthum eine Schmach anzuthun. Doch gesteht er selbst ein, daß der Bibeltext gar zu gewaltig sei, und es sei rein unmöglich, an dieser Stelle vorbeizukommen, ohne daß man sich gezwungen fühle, diese Worte des Herrn im strengsten, buchstäblichen Sinne aufzufassen. Wir Katholiken gebe ja gern zu, daß das Altarssakrament in ein tiefes Geheimniß eingehüllt ist, und daß auch der größte Gelehrte niemals im Stande sein wird daselbe zu ergründen oder den Schleier desselben zu lüften. Auch die Apostel sahen mit ihren Augen nur Brod; sie fühlten und schmeckten nur Brod, und doch waren sie vollständig überzeugt, daß sie doch etwas mehr als Brod genoßen; denn Jesus sagte ihnen deutlich genug „Dies ist mein Leib.“ Hier steht auch der schärfste Menschenverstand am Ende seiner Erkenntniß und Wissenschaft und wenn er auch in anderer Beziehung schon hunderte von Geheimnissen entdeckt hätte.

Der Heiland begnügte sich aber nicht mit dieser einmaligen Verwandlung; sie sollte nur der Anfang jenes großartigen Wunderwerkes sein, das noch immer in der katholischen Kirche vor sich geht. Wie wir in der hl. Schrift sehen, war es der ausdrückliche Wille oder vielmehr der Befehl Jesu an seine Apostel, diese Wesensverwandlung wirklich und rechtmäßig fortzusetzen. Da aber ein solches Wunderwerk über die natürlichen Kräfte des Menschen hinausgeht, so versteht es sich von selbst, daß Jesus Christus seinen Aposteln und ihren rechtmäßigen Nachfolgern nicht nur den

Auftrag sondern auch die Gewalt gab, das zu thun, was sie ihn soeben hatten thun sehen. Nun hat die Kirche thatsächlich, die dem göttlichen Befehl getreu, diese Gewalt von Anfang an bis auf unsere Zeit beständig ausgeübt, so daß das hl. Abendmahl zu Jerusalem gleichsam das erste Glied einer ununterbrochenen Kette von Liebesmahlen wurde, die bis zum Ende der Zeiten vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang fortgeführt werden sollten. Wer also glaubt, daß Christus durch sein Wort wirklich Brod in sein Fleisch verwandelt hat, der muß dann auch glauben, daß die Priester der Kirche vermöge der ihnen von Gott verliehenen Gewalt daselbe thun: denn Christus hat gesagt „Thut dies zu meinem Andenken.“ Und wer das erste nicht in Zweifel zu ziehen wagt, der wird sich auch gewiß nicht unterstehen zu zweifeln, daß die Verwandlung des Brodes in den Leib des Heilandes in jeder hl. Messe vor sich geht: denn das eine wie das andere stützt sich auf das untrügliche Wort Jesu Christi.

Fünf Worte Maria's waren es, welche den ewigen Sohn Gottes vom Himmel her abzogen. „Fiat mihi secundum verbum tuum“; und fünf Worte des Priesters bringen denselben Sohn Gottes auf den Altar. In diesem Augenblick noch hält der Priester Brod, einfaches Weizenbrod in seinen Händen; doch kaum hat er in kaum hörbarem Tone die fünf Worte gesprochen: „Hoc est enim corpus meum“ und der Priester hat nicht mehr Brod vor sich, sondern Christus lebt da in seinen Händen mit dem nämlichen Fleisch, das aus Maria geboren und das für uns an's Kreuz geheset wurde. So hat also Gott durch ein großes Wunder seiner Liebe dem Priester die Gewalt ertheilt, ihn den Unendlichen, den Himmel und Erde nicht zu fassen vermögen, in die kleine Gestalt der Hostie zu bannen.

Die Andersgläubigen wollen die Wahrheit dieses Geheimnisses nicht anerkennen, indem sie, wie vordem auch die Juden sprachen: Wie ist denn so etwas möglich? Mit Recht kann man darum dieses Gebah-



ren der Protestanten eine sakramentale Gottesleugnung nennen: sie urtheilen zu viel nach ihren Sinnen: doch muß man auch wieder eingestehen, daß es thatsächlich kein anderes Geheimniß gibt, das scheinbar in solches Dunkel gehüllt ist u. d. einen so unbedingten Glauben verlangt, wie das Geheimniß des allerheiligsten Altars sakramentes: und wir brauchen uns auch nicht zu verwundern, wenn der grobsinnliche Mensch für dieses Geheimniß gar kein Verständniß hat. Daher singt der hl. Thomas von Aquin in seinem herrlichen Hymnus vom Frohnleichnam Jesu: „Visus, tactus, gustus in te fallitur, sed auditu solo creditur; Credo quidquid dixit Dei Filius, nil hac veritate verius das heißt zu deutsch: „Sehen, Fühlen, Schmecken täuscht sich in dir, dem Gehör allein glauben sicher wir; Alles glauben wir, was Gottes Sohn gelehrt, Nichts ist mehr als dieses Wahrheitswort bewährt.“

Wir Katholiken haben demnach wahrlich keinen Grund, an der wirklichen Gegenwart unseres Herrn Jesu Christi im allerheiligsten Altars sakramente zu zweifeln: wir sind von dieser Wahrheit durch tausend Beweise überzeugt und durch unzählige Wunderwerke versichert. Die hl. Schrift bestätigt ja diesen Glauben, unsere Kirche hat ihn durch die glänzendsten Siege verherrlicht und läßt ihn immer wieder auf ihren Kanzeln verkündigen. Sollen wir nun dieses große unerforschliche Geheimniß nicht glauben, weil wir es mit unserem schwachen Verstande nicht erfassen können? Das sei fern! Denn wenn wir es auch nicht verstehen, so ist es gleichwohl höchst glaubwürdig. Denn was die Kirche daciiber lehrt, das hat sie von durchaus glaubwürdiger Seite empfangen, nämlich von Gott selbst. Wir Katholiken glauben dem lieb. Heiland auf sein einfaches und bestimmtes Wort: ja wir glauben noch fester, als wenn wir dies Wunder mit unseren Sinnen wahrnehmen; denn die Sinne können uns ja täuschen, das Wort Gottes aber kann uns nicht betrügen. Für die wirkliche und wesentliche Gegen-

wart Christi spricht besonders klar der hl. Paulus in seinem ersten Corinthherbrieife im zehnten Kapitel 16. Vers und im elften Kapitel 27. Vers. Wohl war er nicht Zeuge gewesen bei der Einsetzung dieses hochheiligen Sakramentes, aber er bezeugt ausdrücklich, daß er diese Lehre direkt von Christus empfangen habe. Da nun also nebst dem heiligen Paulus die Kirche, welche doch, wie die hl. Schrift sagt, die „Säule und Grundfeste der Wahrheit“ ist, und der Heiland uns selbst versichert, daß er in dem Sakramente mit Leib und Seele, mit Gottheit und Menschheit gegenwärtig sei, so genügt dies uns vollkommen, es gläubig anzunehmen und ihn als den unter den Brods- und Weinsgestalten verborgenen Gott anzubeten, wie es die Engel im Himmel thun. Hier nützt alles Grübeln nichts; unsere Vernunft steht da vor einer der größten Religionswahrheiten und es bleibt ihr schließlich nichts anderes übrig, als sich demüthig zu unnerwerfen.—Gott hat hier geredet und Alles muß vor seinem göttlichen Wort schweigen.—Mögen darum unsere protestantischen Brüder selbst darüber urtheilen, ob man die Worte Jesu anders verstehen kann, als wie die katholische Kirche sie versteht, d. h. im strengen und buchstäblichen Sinn. Hatten doch auch die Juden den Heiland so verstanden. Wenn aber die Protestanten trotz dieser vielen Beweise diese Wahrheit nicht anerkennen wollen, so müssen sie doch, da sie an seine Gottheit zu glauben vorgeben, seine Allwissenheit anerkennen. Vermöge seiner Allwissenheit mußte aber Christus schon damals klar voraussehen, daß durch alle Jahrhunderte Millionen und Millionen von gläubigen Katholiken die Brods- und Weinsgestalten auf dem Altare anbeten. Wenn nun ihrer Ansicht nach der Heiland unter den Brods gestalten nicht gegenwärtig ist, dann wäre ja doch diese Anbetung nichts weiter als Götzendienst, und für diese greuliche Art von Götzendienst wäre doch Niemand anders verantwortlich, als Christus selbst und dies aus dem einfachen Grunde, weil er sich nat. der Meinung der

Protestanten nicht klar und deutlich genug ausgedrückt hat. (Möge der geneigte Leser mir diesen etwas derben Ausdruck verzeihen, denn es ist doch lediglich der Beweisführung wegen, daß ich den vorhergehenden Satz überhaupt niederschrieb.) Die Protestanten finden sich hier in einem ähnlichen Verhältniß, wie unsere Stammutter Eva im Paradiese. Gott hatte ihr ausdrücklich gesagt, daß sie sterben müßten, sofern sie von dem Baume der Erkenntniß essen würden; der Teufel jagte ihr das Gegentheil und weil sie dem Teufel mehr Glauben schenkte, als Gott, so machte sie sich und ihre gesammte Nachkommenchaft unendlich unglücklich. Da dem Teufel diese List gelungen war, so trieb er das gleiche Spiel mit den glaubensschwachen Christen. Hätten sie besser gehört auf die Worte ihrer Mutter, der hl. Kirche, so wären sie in ihrer Heilsanstalt geblieben: aber leider ließ sich ein großer Theil der Christen vom Teufel und seinen Helfershelfern betrügen. Gottes Sohn sagt: „Dies ist mein Leib.“ Der Teufel aber jüßterte ihnen in's Ohr: *Ich glaubt dies nicht! Seid nicht so unvernünftig, daß ihr glaubt, Christus sei auf dem Altare gegenwärtig. I, Katholiken, laßet uns Acht haben, daß wir den von Christus geoffenbarten Glauben bewahren, wir brauchen uns ja nicht darum zu bekümmern, was dieser oder jener gottlose Mensch darüber zu sagen hat. Wir wollen unserm Heiland aufs Wort glauben und werden uns gewiß nicht erschrecken, d<sup>er</sup> so klaren Worte Jesu zu verdrehen, zu deuten oder zu verbessern. So gottlos sind wir denn noch nicht.*

Ich würde allen Protestanten anrathen, inbrünstig um Erleuchtung in diesem Punkte zu beten. Der Heiland hat ja versprochen, das Gebet, das aus vertrauensvollem Herzen kommt, zu erhören: „Bittet, sagt er, „und ihr werdet empfangen.“ Ja, wenn sie nur beten würden, wie jene Frau, die nur vor einigen Jahren gestorben und der ich im Todeskampfe beistand. Mrs. M. N. war von protestantischen Eltern geboren

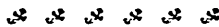
und erzogen. Sie selbst war aber mit ihrem protestantischen Glauben durchaus nicht zufrieden. Da kam sie nun eines Tages, wie selbst sagte, nur von der Neugierde getrieben, in eine katholische Kirche, wo eben eine Prozession stattfand, wobei das Allerheiligste von dem Priester durch die Gänge der Kirche getragen wurde. Sie wußte, was die Katholiken in Bezug auf das Abendmahl glaubten und sie sah hier, wie die Gläubigen ihren Glauben auch äußerlich bekundeten; denn sie alle hatten sich auf ihre Kniee niedergeworfen und beteten den unter der Brodsgestalt verborgenen Gott an. Dem Beispiele dieser frommen Katholiken zu folgen, konnte sie sich jedoch nicht entschließen, aus Furcht, daß sie dadurch Götzendienst begehen würde. Wohl glaubte sie sehr und unererschütterlich an die Gottheit Christi: aber glauben, daß er unter den Brodsgestalten verborgen sei, konnte sie nicht. Wie es scheint, kannte sie die Begebenheit, die sich in der Nacht vor der Abendmahlslehre auf dem See Genesareth abspielte, wo Petrus den auf dem Wasser wandelnden Herrn anfangs nicht erkannte.— Gerade in dem Augenblicke nun, wo der Priester die Monstranz an ihr vorbeitrug, stand sie in der Nähe der Thüre und rief dann still in ihrem Herzen: *O Herr, wenn du es bist, wenn du wirklich unter diesen Brodsgestalten gegenwärtig bist, so heiß mich zu dir kommen. Ihr Gebet ward augenblicklich erhört, denn auch sie fiel auf ihre Kniee und betete mit den übrigen Gläubigen die hl. Hostie an. Sie schloß sich der katholischen Kirche an und als sie nach einigen Jahren starb, da dankte sie Gott von Herzen für die Gnade, daß sie als Kind der katholischen Kirche leben und sterben durfte.— Möchten doch alle Protestanten ihrem Beispiele folgen.*

Einmal hörte ich einen andern Protestanten sagen, wenn die Lehre der katholischen Kirche von dem Altarssakrament wahr sei, so betrachte er dies als das allergrößte Wunder Gottes. Nun ja, das sagen wir Katholiken ja auch selbst: nur sagen wir nicht „wenn es

wahr ist“ sondern wir sind gewiß, daß es wahr ist. Die Eucharistie ist in der That ein großes Wunder, ein überaus großes Geheimniß; werden wir ja schon durch die Geheimnisse der Natur in Stammen verjegt. Wie sehen ja tagtäglich Wesensverwandlungen vor sich gehen. Wer hat nicht schon von versteinerten Pflanzen und Thieren, ja von versteinerten menschlichen Leichnamen gehört? Durch die Wurzel ziehen Baum und Pflanze verschiedene elementarische Substanzen an sich und verwandeln sie. Wenn das Brod, welches wir jeden Tag essen, in unser Fleisch und Blut verwandelt wird, so ist dies doch auch eine Art Transsubstantiation. Sind denn das nicht auch alles Wunder? Es scheint fast, als habe Gott durch solche natürliche Wunder unseren Glauben an die übernatürlichen Wunder und Geheimnisse unserer Religion gleichsam versüßigt, stütze und stärken wollen.

Schon im Paradiese finden wir das Altarsakrament vorgebildet in jenem wunderbaren Baum, der die Bestimmung hatte, die Menschen, welche von seinen Früchten essen würden, in unverletzter Jugendfrische und Schönheit zu erhalten, sie vor Krankheiten zu schützen und den Leib unverweslich und unsterblich zu machen. Als Strafe für seine Sünde wurde dieser Lebensbaum dem Menschen verwehrt. Einen noch

wunderbareren Lebensbaum besitzt die katholische Kirche in dem hl. Altarsakrament. Es ist wahrhaft das Brod des Lebens und bietet uns in einem viel höheren geistigen Sinn die Nahrung der Unsterblichkeit. Wenn wir es würdig genießen, so verleiht es uns das Leben der Seele, stärkt uns in der Gnade, schwächt unsere bösen Leidenenschaften und zügelt den Hang zur Sünde. Diese hl. Speise ist es, welche uns Muth und Kraft gibt, die vielen Beschwerden dieses Lebens zu tragen. Als der Prophet Elias sich vor Jezabel flüchtete, da sank er matt und kraftlos nieder. Da brachte ihm ein Engel eine wunderbare Speise, indem er sprach: „Steh auf und is, denn du hast noch einen weiten Weg.“ Und als Elias diese Speise genossen hatte, da stand er auf und setzte neugestärkt und voll Zuversicht seine Reise fort und kam an den Berg Horeb. So spricht die Kirche auch zu uns und sagt: Steht auf und esset; denn ihr habt noch einen harten und gefährvollen Weg vor euch. Steht auf und esset von dem wunderbaren Gastmahl des Sohnes Gottes und durch diese Himmelspeise werdet ihr gekräftigt, alle Gefahren und Beschwerden dieser irdischen Pilgerreise, überwinden, den Versuchungen siegreich widerstehen und glücklich anlangen in der ewig schönen Heimath des Himmels.



## Februar.

**I**n den Fenstern klar und hell  
Weiße Blumen prangen,  
Duftgeboren sind sie schnell  
Nächtlich aufgegangen.

Aber wärmer wird die Luft  
In dem Stübchen innen,  
Und der Blumen zarter Duft  
Fängt an zu zerrinnen.

Deine Freuden armes Herz  
Sind ein nächtlich Wämen,  
Das am Morgen rüht in Schmerz  
Wieder ab in Thränen.

Gleicht auch das Menschenherz dem  
Schilse,

Das hin und her bewegt der Wind,  
Gewährt doch immerwährend Hilfe  
Maria dem bedrängten Kind.

**M**aria, Mutter mein,  
Erhör' das Fleh'n  
Des armen Kindes dein,  
Sonst um die Seele sein  
Ist's bald gescheh'n.

Wie wird das Jahr enden? Wie es begonnen hat. Wie der Anfang, so das Ende.

## Tief gefallen und doch nicht verloren.

Die Erbarmungen des Herrn "gehen über alle seine Werke" ruft staunend der Psalmist, und wirklich, wenn dereinst am jüngsten Gericht die Barmherzigkeit Gottes offenkundig liegt, werden selbst die verworfenen Geister ihr Uebermaß anerkennen müssen. Jetzt schon werden nicht selten solche Wunder der Gnade und Liebe des göttlichen Herzens kund, welches auch das verkommenste Wesen an sich zieht und in einen Engel verwandelt. Die folgende Geschichte, die als verbürgt mitgetheilt wird, liefert einen glänzenden Beleg hiervon.

Als die unglückliche Königin Maria Antoinette auf dem Henkerwagen durch die Straßen von Paris zur Guillotine geführt wurde, sprang ein schamloses Weib auf den Karren und spie der zum Tode verurtheilten Fürstin in's Gesicht. Bis auf das Schaffot verfolgte die gemeine Dirne die Königin und sobald das Fallbeil sein blutiges Werk vollendet hatte, stieß sie den Leichnam mit Füßen und tanzte um denselben herum auf den blutgetränkten Brettern vor den Augen der Menge den abscheulichen, unzüchtigen Carmagnolen-Tanz. Dieses Scheusal von einem Weibe hieß mit ihrem wahren Namen Maria Angela Lonjon, hatte aber von dem läuderlichen Tanze den Beinamen „Carmagnole“ angenommen, unter dem es in jenen gräßlichen Tagen ganz Paris bekannt war. Es gab kein frecheres, sittenloseres Wesen in der Seinstadt, die damals den Abguss alles Pöbels vereinigte. Und doch, dieses tiefgefallene Weib war der göttlichen Barmherzigkeit nicht zu tief gefallen: es sollte sich bekehren, zur Bekehrung zahlreicher Seelen mitwirken und eines heiligen Todes sterben.

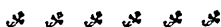
Was ihre Bekehrung veranlaßte und wie sie sich vollzog, ist uns nicht bekannt; wohl aber erzähle uns ein Augenzeuge, daß man kurz vor ihrem Tode im Jahre 1840 entdeckte, wie sie seit mehr als zwanzig Jahren

ihr Leben nur der Rettung verirrter Seelen wihete. Sie bewohnte während dieser Zeit ein armseliges Dachstübchen der Straße de Valois und stand gegen guten Sold in Diensten der geheimen Sittenpolizei; auch erhielt sie sonst, weil man sie für sehr arm hielt, bedeutende Almosen. Aber jeden Kranken, den sie erübrigen konnte, verwandte sie zur Unterstützung jener bedauerenswerthen Wesen, welche von Elend und bitterer Noth gedrängt den Weg des Lasters betreten wollten. Sie kannte ihn nur zu gut, und benutzte nun diese ihre traurige Bekanntschaft mit der Sünde dazu, die gefährdeten Mädchen aufzujuchen, um sie durch Bitten und Ermahnungen und durch ihr reichliches Almosen vom zeitlichen und ewigen Verderben zu retten. Hunderten wurde sie auf diese Weise ein Schutzengel. Lange Jahre blieb das apostolische Wirken der ehemaligen Sünderin vor den Augen der Welt verborgen, da fügte es Gott, daß Glieder des höchsten Adels Kunde davon erhielten; nun floßen ihr reichliche Unterstützungen zu, so daß die einst berüchtigte Carmagnole eine Rettungsanstalt für Wüsterinnen gründen konnte. Auch ihr hätte man gern ein behaglicheres Leben verschafft, aber sie weigerte sich, ihr armes Dachstübchen zu verlassen und die Kleider der Bettlerin abzulegen, indem sie unter dieser Hülle um so besser ihrem edlen Rettungswerke leben konnte. Hiermit nicht zufrieden, übte sie die strengsten Werke der Buße und Abtödtung und beweinte mit bitteren Reue Thränen ihre schweren Verirrungen. Viele Jahre gehörte sie dem dritten Orden des heiligen Franziskus an; so fühlte sie in aufrichtiger Buße ihr früheres Leben und Gott verließ ihr zum Lohne die Gnade eines guten christkatholischen Todes. Sie starb mit allen Tröstungen der heiligen Kirche versehen unter dem Beistande eines frommen Priesters, der viele Jahre ihr Beichtvater und Führer gewesen war. In ihrem letzten

Willen bestimmte sie, daß ihr Leichnam wie der einer Bettlerin in der gemeinsamen Grube (fosse commune) namenlos beigelegt würde.

Man folgte ihrem Willen in so weit, daß ein aus elenden Tannentrettern nothdürftig zusammengezimmelter Sarg ihren Leib aufnahm. Er im Armen-Leichenwagen hinausgeführt wurde. Aber auf dem Sarge lag ein reiches, goldgesticktes Sammetkissen mit dem Buchstaben C (Carmagnole) und zahllose Immortellenkränze schmückten ihn, und hinter dem Armen-Leichenwagen folgten prachtvolle Equipagen; fürstliche Wappen zierten ihre Wagenthüren. Unter

den Leidtragenden sah man den Fürst-Marschall von Ponte-Rosina und die Herzogin von Chaleautremant. Wer hätte gedacht, daß diese tiefer als Magdalena gefallene Sünderin eines so erbaulichen und selbst vor der Welt geehrten Todes sterben würde? Aber die Barmherzigkeit Gottes ist unerforschlich; Er erbarmt sich, wessen Er will, und wenn die Sünden roth wären wie Scharlach: Er will sie weiß waschen, wie Schnee. „Am Tage, wo der Sünder sich bekehrt und sich von seinen gottlosen Wegen abwendet, will Ich all seiner Sünden nicht mehr gedenken; denn so wahr Ich lebe, Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe.“



Nicht nach Stunden, nicht nach Tagen  
Rechnet man der Seele Zeit;  
Einst aus Gottes Hauch entstanden  
Lebt sie nun in Ewigkeit.—

Wozu denn die Jahre zählen,  
Die dem Körper hier gegeben,  
Nur Gedanken, Thaten, Wünsche  
Zählt man dir im Seeleben.

Denke viel, und wünsche Edles  
Handle recht, sei fromm und klug  
So wirst du am Meisten leben;  
Jede Zeit ist dir genug.

Im Weltall ist kein Atom zu viel; im  
Jahre ist keine Sekunde überflüssig; ein  
Atom weniger würde das Gleichgewicht  
des Universums stören; eine Sekunde ver-  
schleudert, schadet im ganzen Jahre.—

Die Zeit ist die Aufeinanderfolge von  
Ereignissen; das Jahr eine Reihe von Au-  
genblicken. Mache guten Gebrauch vom Au-  
genblicke und das Jahr ist dein.—Beherrsche  
die Ereignisse und du beherrschest die Zeit.

Das Leben des Menschen ist eine Kette;  
ihr Anfang ist Gott, ihr Ende ist Gott. Ein  
neues Jahr ist ein neuer Ring in dieser  
Kette. Jedes Jahr, das nicht Gott gehört,  
ist eine Lücke, und jede Lücke ist dein Tod.

### Fahnenweihe und Schwur.

Zu Deines Kreuzes Weltgemeinde  
Sind, König, alle meine Feinde,  
Die Deine Widersacher sind.  
Ich schwöre, mit den Kampfgewehrt  
Für Dich, für Dich allein zu streiten,  
Wo auch der heil'ge Krieg beginnt.  
Ob Kampf, ob Friede mir bechieden:  
Ich bin mit jedem Dienst zufrieden,  
Wenn ich dem König folgen kann.  
O Fürst der Fürsten, laß' auf Erden  
Dein Heer durch Demuth fürchtbar werden:  
Dann steht jedweder seinen Mann.

P. Mathies, S. J.

Wem anders, o Maria, könnt' ich sagen,  
Wie ich in Bangigkeit und Nöthen bin;  
Vom Wettersturm zum morschen Brack zer-  
schlagen  
Dreißt steuerlos des Lebens Barke hin.  
Soll sie im Gisch der Brandung unterge-  
hen,  
Vermodern sie in eines Sumpfes Schilf?  
O, höre, Mutter du, mein ängstlich Flehen,  
O stella maris hilf!

Der Strom ist nirgends reiner, als an sei-  
ner Quelle. Das neue Jahr wird kaum  
bessere Tage bringen, als die ersten es ge-  
wesen sind.

## „Das arme Herrle.“

### Ein psychologischer Versuch.

Von P. Paul Mathies, S. J., Prairie du Chien, Wis.

Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

#### Drittes Kapitel.



Es d ä m m e r t.

Der Baron war am Nachmittage zu dem befreundeten Grafen Eller gefahren und hatte diesen, einen alten Universitätsfreund, zum Diner mit nach Fernau gebracht. Die Baronin, die ihren Gatten seit der Scene nach dem Frühstück nicht wieder allein gesehen, zog sich nach dem Mahle sofort zurück. Die Herren beschloßen, einen Ritt zu dem sogenannten Auersforste, und der Baron konnte erst spät heimkommen. Francesca hatte sich namenlos aufgeregelt und war fast den ganzen Tag in ihrem Zimmer eingeschlossen. Schlafen konnte sie nicht. Sie weinte einsam ihren Kummer aus und kniete lange in dem kleinen Oratorium, das an ihr Schlafgemach stieß. Joseph wußte sie heute gut aufgehoben, denn Bruno, der Sohn des Oberförsters Starck, war bei ihm. Was aber zwischen ihrem Kinde und diesem edlen, opfermüthigen Knaben heute vorgefallen war, das wußte sie noch nicht. Nur Gott hatte es gesehen und Er hatte das so geführt.

Als Bruno um ein Uhr auf das Schloß kam, jagte Merten:

„Geh' nur hinein zu dem Baronle. Er spielt im Eckzimmer mit seinen Wollfäden. Anzuklopfen brauchst du nicht. Das arme Herrle ruft doch nicht herein.“

„Er kennt mich überhaupt nie wieder, obwohl ich schon vier oder fünf Mal bei ihm war.“

„Und doch soll er dich auf seine Weise gern haben.“

„Es scheint fast. Er ist immer ruhig und

zufrieden, wenn ich da bin, und wenn ich gehe, schaut er mir so sonderbar nach.“

„Geh' nur, geh' nur, Bruno. Du thust dem armen Wesen doch 'was Liebes. Und wenn's das Herrle nicht gewahr wird, so sieh't's droben ein anderes Auge.“

Und Bruno ging schnell an die Thüre des Eckzimmers. Gerade als er sie öffnete, fiel von einem der Zimmerfenster aus ein heller Lichtstrom der Nachmittagssonne auf sein frischtes Gesicht und sein grünes Jägerwammis. Bruno selber war ganz geblendet und vermochte einige Sekunden lang nichts zu sehen. Wer ihn aber hätte schauen können, der hätte ganz gewiß gedacht, „ein lieberes, schöneres junges Wesen habe er noch nie auf dieser weiten Erde erblickt.“

Da stand der Försterjohn, halb Knabe, halb Jüngling, eine hochgewachsene, feine und doch kräftige Gestalt. Die edlen, offenen Züge seines leichtgebräunten Antlitzes verrieten Unschuld und Frohsinn, und die reine, vornehme Stirne, über die einige kühne Locken des reichen kastanienbraunen Haares herabfielen, erzählten ebenso wie die treuherzigen, glänzenden braunen Augen von dem Reichthum und dem Frieden einer keuschen Seele. Schnell trat das herrliche Menschenbild aus dem Sonnenglanz heraus, das ihn wie eine goldene Glorie umspielte. Wo war denn Joseph, das arme Herrle? Er stand mitten im Zimmer, die Augen fest auf den Eintretenden geheftet . . . mit einem Ausdrücke, der Bruno sofort stutzig machte und ihn ausrufen ließ:

„Joseph! Kennst du mich? Joseph! Josephle! Guten Tag!“

Der blödsinnige Knabe ging auf ihn zu und faßte mit beiden Händen die Rechte des jungen Gefährten, was er sonst nur bei der Mutter that. Bruno war ganz über- rascht. Er ließ sich von dem jungen „armen Herrle“ durch das Zimmer ziehen und wußte nicht, was er von den unartikulierten Lauten denken sollte, die Joseph in Einem fort hervorstieß.

„Joseph! Josephle! Was hast du?“

Wieder die unverständlichen Töne, als ob das unglückliche Geschöpf eine Antwort versuche. Bruno wußte nicht, wie ihm geschah. So hatte er den Knaben noch nicht gesehen . . . in solcher Erregung . . . ja, fast so vernünftig. Er führte ihn sanft zu einem Sopha, setzte sich neben ihn, schlang den rechten Arm um seinen Nacken und tröstete ihn mit liebevollen Worten, als ob der Bedauernswerthe ihn verstehen könnte. Josephs großer, unformlicher Kopf lehnte an dem grünen Tuchrocke, an der Brust des einzigen Freundes, den er auf dieser Welt besaß. Bruno traten die Thränen herzlichen Mitleids in die Augen. Er neigte sich nieder und fand den Muth, das häßliche Gesicht . . . zu küssen. Da richtete Joseph den Kopf an seinem Busen empor und sah ihn . . . ja, der Blödsinnige sah ihn an, aber nicht mit dem gewohnten thierischen Blick, sondern mit einem neuen, wunderbaren Ausdrucke, als ob ein Blitz des Geistes die Nacht seiner Seele durchzuckt hätte. Und auch in Bruno's Seele leuchtete wie ein zweiter Blitz der Gedanke auf: Es däm nert!

Weinend schloß er die franke Gestalt wieder an seine Brust und rief ein Mal über das andere: „Josephle, du mein gutes, armes Josephle!“

Der aber hielt sich ganz ruhig und versuchte auch sich nicht mehr in den widerlichen, abstoßenden Lauten. Bruno ließ es geschehen, daß er immer schwerer gegen seine Brust sank und schließlich einschliefe. Da bettete ihn der junge Waidmann leise auf das Sopha, deckte ihn mit vieler Sorgfalt zu und setzte sich selbst an den Tisch, wo die bunten Wollfäden des armen Knaben lagen.

Dort saß er eine ganze Weile über den Vorfall nach. In der festen Ueberzeugung, daß eine Veränderung vorgegangen, dankte er der göttlichen Vorsehung und bat den Geber aller guten Gaben, er möge das wundervolle Werk vollenden. Konnte der Jüngling ahnen, daß Gott ihn selbst, seine unschuldige Schönheit benutzen wollte, um einen umnachteten Geist zur Erkenntniß der Welt und ihrer Schönheit zu führen? Wie ist die Schönheit, die Er rein und gut geschaffen, dem schwachen Menschen so oft der Anlaß zum Fluche und zum Falle! Warum sollte die Schönheit zumal wenn sie in einem heiligen Tempel wohnt, nicht auch umgekehrt die Todsucht der gebundenen Sinne lösen und dann mit Hilfe der befreiten Sinne den schlummernden Geist zu einem Leben erwecken, das seiner Natur erst würdig ist? Also Bruno, sollst du für die Barmherzigkeit Engelsdienste verscher? Du kannst weder die Zukunft ahnen, noch kennst du die Gaben, die Gott dir verliehen. Aber diese Gaben werden den großen Zwecken seiner Liebe dienen.

Bruno denkt immer tiefer und knotet mechanisch an den Wollfäden. Er denkt an sein eigenes Schwesterlein, das so flug, gesund und munter unter den Eichen beim Forsthause spielt. Er vergleicht das glückliche Leben im einfachen Elternhause mit dem Dasein der Bewohner von Schloß Fernau. Nichts hat man ihm von dem Verhältniß des Freiherrn zu seiner Gattin gesagt, aber er fühlt heraus, wie es zwischen den Beiden steht, denn man hat ihm erklärt, wenn er den Herrn Baron einmal trafe, dürfe er nie mit ihm von Joseph sprechen. Das arme, arme Herrle! Der eigene Vater will nichts von ihm wissen. Bruno fiel auch ein, wie er zuerst mit dem Knaben bekannt geworden, wenn bei dem überhaupt von Bekanntwerden die Rede sein konnte. Vor etwa sechs Wochen war es, da ging Bruno mit seinem Vater, dem Oberförster, zum Rambacher Wald hinauf, um das „Futterhäuscher“ auf dem dortigen Körnungsplatz zu besichtigen. Da t

geeuete ihnen bei der Stelle, wo der alte moosbewachsene Holzweg sich mit der Landstraße schneidet, die Equipage der Baronin Fernau. Der Oberförster und sein Sohn zogen höflich den Hut. Die Baronin ließ halten und fragte:

„Wohin, Herr Oberförster?“

„Zum oberen Futterhäuschen, gnädige Baronin.“

„Geht ein Fahrweg dahinauf?“

„Nur dieser Holzweg, der allerding's früher eine Fahrstraße war.“

„So könnten wir versuchen, mit der Chaise hinaufzukommen.“

Der Kutscher Wiese sah vom Boock aus mißtrauisch auf den Oberförster, welcher antwortete:

„Frau Baronin werden jedenfalls ordentlich zusammengeschüttelt werden. Der Moosboden hört nach zwanzig Minuten auf und dann geht es über Stock und Stein.“

„Ich bin noch nie oben gewesen, und zu Fuß kann ich Josephs wegen nicht gehen. Wiese, versuchen Sie 'mal, durchzukommen. Und Sie, Herr Oberförster, steigen gütigst mit dem jungen Manne bei mir ein.“

„Frau Baronin sind sehr gütig . . . doch wir wollen Ihnen nicht lästig fallen . . . wir laufen ebenso schnell hinauf . . .“

„Aber sie entziehen mir ihre Gesellschaft, Herr Oberförster . . . das heißt,“ setzte sie zögernd hinzu, „wenn Sie den Anblick meines Kindes ertragen können.“

Der Oberförster bemerkte erst jetzt, daß das „Herrle“ neben der Baronin saß. Nun konnte er unmöglich ab schlagen. Er stieg also ein, nachdem er Bruno der Frau Baronin als seinen Sohn vorgestellt und dieser ihr artig die Hand geküßt hatte. Die Pferde zogen an. Der alte Starck kannte Joseph schon, aber Bruno, der natürlich oft von ihm gehört hatte, erblickte das Monstrum zum ersten Male. Die Baronin sah mit freudigem Erschaunen, wie er ihrem Kinde freundlich und mitleidig die Hand reichte. Der edle Knabe hatte sofort begrif-

ten, daß er seine natürlichen Gefühle von vornherein energisch unterdrücken müsse. Dieses Benehmen und seine frische Schönheit gewannen ihm im Augenblick die Liebe der unglücklichen Mutter. Er schenkte dem Barönlc einen Strauß zarter Waldblumen, den er soeben gepflückt, und ließ keine Enttäuschung merken, als der Blödsinnige dafür gar kein Zeichen des Dankes äußerte. Der Weg war besser, als man erwartet. Nach einer guten halben Stunde hielt man beim Futterhäuschen und stieg aus. Es befand sich dort eine fast kreisrunde Lichtung, von uralten Eichen und mächtigen Tannen umgeben. Der Erdboden war mit tausend und abertausend trockenen Tannennadeln übersät und machte die Schritte der Wanderer leicht und elastisch. Die Luft war rein und sonnig, durchweht von warmen, harzigem Nadelholzzodem. Die wilden Bienen summtcn und ab und zu ertönte der Schrei eines Raubvogels über den Baumwipfeln. Der Oberförster hatte einen Schlüssel zu dem Futterhäuschen, zeigte der Baronin seine Maisvorräte und erklärte, wie man die Säue und Frischlinge zur Körnung ruße.

„Hier auf dem Holzbalkone stehen wir und rufen in den Wald ‚Komm, komm, komm‘ und streuen die Körner über die Lichtung weg. Allmählich—wenn wir uns sonst ruhig halten—nah't das grunzende Gethier von allen Seiten . . .“

„Können wir es nicht einmal versuchen?“ fragte Francesca.

„Es ist noch zu früh am Tage, gnädige Baronin. Außerdem würden die Thiere schwerlich kommen, weil sie die Pferde in der Nähe wittern. Seit der letzten Jagd, bei welcher der Herr Baron den großen Keiler erlegte, ist das Wild ausnehmend selten.“

„Dann wollen wir einen Ambiß nehmen, Herr Oberförster. Ich habe Einiges im Wagen. Suchen Sie einen guten schattigen Platz.“

„Etwa fünf Minuten hinter jenen großen Edelkannen ist ein prächtiger Quell . . . wenn Frau Baronin so weit gehen wollen?“



Frau v. Fernau war bereit. Sie ging mit dem Oberförster voran, dann kam Bruno mit Joseph, und der Kutscher mit einem Esel folgte. Nach zehn Minuten saß man im Grafe neben der murmelnden Quelle, und Francesca glaubte, seit Jahren nicht so glücklich gewesen zu sein. Ihr Kind spielte stillzufrieden mit dem schmucken Förstersohne und warf ihm unaufhörlich Lannenzapfen zu, die der gute Bruno mit liebenswürdiger Geduld auffing und immer wieder zurückwarf. Nachdem man von den mitgebrachten Borräthen genossen, entschuldigte sich der Oberförster Starck, daß er an den Heimweg denken müsse.

„Dann wollen wir fahren“ erklärte Francesca.

„Ich muß mich von Ihnen verabschieden, Frau Baronin, da ich zu Fuß durch den Forst hinabgehe, um einige Holzstücke zu sehen. Bruno, wir haben zwei gute Stunden vor uns, und zum Rosenkranz wollen wir doch bei der Mutter sein.“

„Zum Rosenkranz?“ fragte die Baronin erstaunt.

„Ja wir beten den alle Abend gemeinsam vor dem Nachteffen.“

„So sind Sie katholisch, Herr Oberförster?“

„Gewiß, Frau Baronin. Gott sei Dank.“

„Das freut mich von Herzen. Alle diese Jahre habe ich das nicht gewußt.“

„Nicht? Vielleicht, weil wir nach Kleinrambach zur Messe gehen.“

„Ich hatte keine Ahnung, wirklich nicht.“

„D, wir wußten, daß Frau Baronin katholisch seien.“

„Dann beten Sie auch oft für eine . . . für mich und mein Kind.“

Sie reichte dem würdigen Oberförster die Hand und schritt dann auf den Wagen zu. Sie nahm ihren Platz mit Joseph wieder im Fond ein, Starck und Bruno standen, die Hüte in der Hand, am Schlage. Gerade wollte man abfahren, da streckte der blödsinnige Knabe seinen Arm zum Wagen heraus und packte Bruno bei dem grünen

Wamuse. Er hielt ihn so fest, daß er ihn kaum befreien konnte. Bruno wurde verlegen und blickte auf seinen Vater. Die Baronin sagte mit bewegter Stimme:

„Junger Herr. . . oder darf ich ‚Bruno‘ sagen . . . Thun Sie mir die Liebe und steigen Sie mit ein! Fahren Sie mit hinunter. Es ist das erste Mal, daß mein Kind an einem Menschen Interesse nimmt.“

Sie sah den Knaben so flehentlich an, daß der Oberförster entschied:

„Fahre du mit der Frau Baronin. Ich gehe allein durch den Forst. So, steig' ein, Junge! Guten Abend, Frau Baronin.“

Und hastig schloß er den Wagenschlag und begab sich schnellen Schrittes hinweg, um seine übergroße Rührung zu verbergen.

Als das Gefährt im Walde verschwand, horchte er eine Weile auf, bis alles um ihn her still geworden. Dann kniete er in dem Schatten dichter Forstriesen nieder und sprach zu seinem Gotte, fast ohne zu wissen, ob er danken oder bitten solle.

Bruno fuhr mit der Baronin und dem armen Herrle heim. Vor der Schloßrampe ließ ihn Joseph teilnahmslos Abschied nehmen, aber die Mutter fragte leise:

„Wollen Sie um der Liebe Gottes willen öfters zum Schlosse kommen?“

„Gern, Frau Baronin, und aus Liebe zum Josephle.“ — — —

In alles das dachte Bruno jetzt zurück, und auch daran, wie ihn Joseph bei seinen Besuchen anfänglich nie wiedererkannt, dann aber doch friedlich mit ihm gespielt hatte. Heute schien es das erste Mal, daß der Blödsinnige ihn beim Eintritt gewissermaßen begrüßte. Bruno war sonderbar zu Muth. Er wußte nicht, was er denken, was er hoffen sollte. Als er so in seine Betrachtungen versunken am Tische saß, rüßte er plötzlich, wie eine Hand seine Schulter berührte. Er schaute erschrocken auf: Es war Joseph! Ein Ruf des Erstaunens blieb Bruno in der Kehle stecken. Der Blödsinnige nahm die Wollfäden weg, die Joseph in Händen gehabt hatte, und riß die ungeschickten Knoten auf. Dann band er selbst

mit jchneller Geschicklichkeit sein beliebtes Rot und Grün zusammen. Bruno schob ihm einen Stuhl unter und verfolgte stumm das Treiben des Herrle, das ganz eifrig bei der Arbeit war. Es kam dem Jüngling der Gedanke, auch seinerseits so kleine rot und grüne Garben zu binden. Er zeigte sie Joseph und dieser schien befriedigt. So ging es eine Weile, bis alle grünen Fäden verbraucht waren. Bruno wollte die Knoten wieder auflösen, aber Joseph gab es nicht zu. Er griff vielmehr nach den noch übrigen roten Fäden und legte sie behutsam auf Brunos grünen Jägerrock, bis beide Schultern und die Knöpfe ganz garniert waren. Bruno hielt lächelnd still und als gar keine Wolle mehr auf dem Tische lag, fing das Herrle an, wieder seine martikulierten Laute auszustößen. Da that sich die Thüre auf und Mertlen brachte einen Besperimbiß. Als er die Gläser und Teller niederlegte und die sonderbare Dekoration des jungen Waidmannes erblickte, rief er aus:

„Was hat das arme Barödle mit dir an gestellt! Aber Bruno, Bruno!“

Wie erstaunten sie, als es plötzlich ganz deutlich von Josephs Lippen erklang:

„Bruno, Bruno.“

Der Hausmeister ließ den Korkenzieher fallen und der junge Mann schrie mit hochrothem Kopfe seinem Schützling zu:

„Bruno!“

„Bruno“ sagte das Herrle abermals, und Mertlen und der Försterjohn riefen zusammen:

„Er spricht! Er spricht!“

Jetzt versuchte auch Mertlen:

„Joseph: sag' Bruno, Bruno!“

„Bruno, Bruno“ hieß es wieder.

So ging es noch ein paar Male, bis das

Herrle nichts mehr sagte und gierig nach einem der Kuchen griff, die Mertlen mitgebracht. Der Hausmeister war außer sich vor Freude und erklärte:

„Ich muß sogleich die Frau Baronin rufen.“

Bruno hielt ihn zurück:

„Thun Sie es nicht. Noch nicht, Herr Mertlen. Es könnte eine Enttäuschung für die Mutter sein: Sehen Sie, er will jetzt nicht mehr antworten.“

„Du hast Recht. Josephle, sag': Bruno, Bruno!“

Der Knabe aß weiter und ließ sich gar nicht stören.

„Sag' Bruno, Josephle; Bruno!“

Es half nichts.

„Lassen Sie ihn jetzt nur, Herr Meten.

Verraten Sie Niemanden etwas. Ich werde jetzt jeden Tag kommen. O mein Gott, wenn es keine Täuschung wäre! Hören Sie, sagen Sie der Frau Baronin nichts.“

„Nein es ist wohl klüger; vorläufig. Ja Bruno' komm' nur recht oft . . . das Herrle hat dich doch lieb. Findest du nicht, daß seine Augen ganz anders aussehen?“

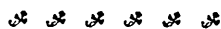
„Mir kam es auch so vor, gleich als ich kam.“

Leise flüsterte Mertlen Bruno in's Ohr:

„Er ist aber doch recht häßlich, recht garstig, wie er da sitzt und iszt.“

Statt aller Antwort küßte Bruno das arme Herrle. Man schaute noch eine Weile zu, wie der Knabe mit auffallendem Appetit aß und trank. Aber Bruno' sagen wollte er nicht mehr. Er wurde wieder müde und sie ließen ihn in seinem Lehnstuhl einschlafen, als es anfang zu dämmern.

(Fortsetzung folgt.)



Soll ich die Jahre zählen? Ist es ein Gewinn, ein Jahr älter zu sein? Nicht die Zahlen am Zifferblatt der Zeit, sondern die Pulschläge eines gottliebenden Herzens werden von den Engeln gezählt.

Aufwärts! Aufwärts! Sursum Corda! Von den himmlischen Höhen des Besitzes wirfst du einst leuchtenden Blickes zurückschauen in das Thal deiner irdischen Hoffnungen.—

✻ ✻ ✻ **Editorielles.** ✻ ✻ ✻

**Afchermittwachsgedanken eines Parmeliten.**

Nach jedem Brande gibt es Afche. Der Brand der böfen Luft erfüllt das Herz mit Afche. Wie viele ausgebrannte Herzen gibt es in der Welt!

Die Afche selbst brennt nicht mehr, deswegen kann selbst das Feuer der göttlichen Liebe im Herzen des Wüßlings keine Nahrung finden.—

Der Geist strebt nach oben, der Körper nach unten—durch Abtödtung des Körpers wird das Aufwärtstreiben des Geistes erhöht.

Jede Sünde ist eine Lüge. Sie wird nur geliebt und begangen, weil sie sich als etwas Gutes vorstellt. So ist auch jeder Akt der Neue der Ungiftigkeit einer betrogenen Seele, die wieder der Wahrheit entgegenstrebt.

Du bist Staub! Bläht du dich auf in deinem Stolze, so bist du nur noch mehr Staub. Je mehr der Wind weht, desto mehr wirbelt der Staub. Alles zerrinnt im Staube. Erst unsere Kinderpiele, dann unsere Jugendfreuden, dann unser Männerstolz—unser Ehrgeiz, unsere irdischen Hoffnungen. Schließlich ruft der Staub dem Staube, und der lebensmüde Mensch wird als Afche auf den Haufen Schutt gelegt.

Die Siche kann nicht im Treibhaus wachsen—sie gedeiht am Besten im Wind und Sturm, im kalten Norden. So auch der Mensch. In Freude und sinnlicher Lust verweichlicht er so, daß er den Sturm der Leidenschaften nicht überleben kann. Die Fastenzeit ist ein Verpflanzen des Christen auf den offenen Kreuzweg, wo er sich zum vollen Wuchse entwickeln kann.

Memento homo! Der Anfang zur Buße ist die Selbsterkenntniß. So fängt die Bußzeit mit einem Memento an.

Gott ist ein Geist. Die ganze stoffliche Welt ist sein Geschöpf und muß ihm dienen.—Der Geist des Menschen ist das Abbild Gottes, auch ihm soll das Stoffliche dienen.—Nur insoweit ist das Gleichniß Gottes im Menschen, als der Mensch dem Stoffe befehlen kann.—Die Seele, die ihren Körper nicht überwindet, ist also nicht mehr ein Ebenbild Gottes.

Bei jedem ordentlich denkenden Menschen ist das Rechtsgefühl so weit entwickelt, daß er eine gewisse Freude daran hat, wenn ein Unrecht gesühnt wird. Der Sünder, und wir sind doch alle Sünder, sollte also mit Behagen Buße thun, und seinen Leib kasteien.—Darum sind auch abgetödtete Menschen so fröhlich.

Der Thierbändiger traut nie der wilden Bestie, auch wenn er sie noch so gut gezähmt hat. Durch die Erbünde ist unser Leib verwildert, so daß man ihm niemals recht trauen kann. Nur unausgesetzte Wachsamkeit, Hunger und mitunter Schläge können ihn mürbe halten. Thun wir es nicht selbst, so hilft uns oft der liebe Gott, indem er den Leib hinfällig und schwach werden läßt und ihn so an's Kreuz nagelt.

Very Rev. Anastasius J. Kreidt, O. C. C.

**Die Manitoba Schulfrage.**

In Manitoba ist der Streit um die katholische Schule durch die jüngst erlassene Encyclika des hl. Vaters in eine neue Phase getreten. Glückliches Canada, das noch einen Schulkampf hat. In den Vereinigten Staaten hat man längst solchen Kampf aufgegeben. Ja, heute ist es sogar schon poli-

tische Todsünde, wenn man des Schulmonopols anders als in ehrfurchtsvollster Unterwürfigkeit gedenkt.

In Manitoba hat sich die Brutalität in der Schulfrage erst in neuerer Zeit geoffenbart, weil der Liberalismus sich jetzt erst stark genug fühlt, dem Recht der Minorität ein Ende zu bereiten. In den Ver. Staaten ist es althergebrachter usus, daß die Mehrheit zu herrschen, die Minderheit zu schweigen hat.

Jetzt hat der Hl. Vater selbst sich als Schützer und Führer der gerechten Forderungen und gesetzlichen Agitationen der Minorität proklamiert.

Rom hat gesprochen! Und alle Staatsmänner Canadas und die ganze Presse der Dominion haben das päpstliche Wort mit Achtung aufgenommen, welches für die Katholiken die Stimme der Weisheit und des Trostes ist.

In diesem Geiste sind auch alle Hirten schreiben verfaßt, mit welchen die Erzbischöfe und Bischöfe des Landes die päpstliche Encyclika begleiteten. Der Raum erlaubt uns nicht, auf diese einzelnen Briefe hier einzugehen, aber Cardinal Newman's Worte, welche der Erzbischof von Toronto citierte, sind doch zu schön, um nicht auch zu uns über die Grenze herüber zu klingen. Es gilt ja auch für uns des verstorbenen, geistvollen Schriftstellers und Prälaten Mahnung: „Mein Geist hat einen Ruhepunkt, einen einzigen; eine Verheißung, welche für mich schwerer wiegt, als alle direkten Argumente, welche mich stärkt gegen jede Censur, welche alle Furcht verbannet, welcher ich immer anhänge, so oft Fragen von praktischem Werthe und eminenten Bedeutung zur Diskussion kommen: Die Stimme Petri ist erklingen.“

Petrus ist kein weltverächtlener, abstrakter Gelehrter, kein Träumer über Vergangenes, kein Arzt für das Verlebte und Verloffene, kein Visionär, der sich mit imaginären Projekten beschäftigt. Petrus hat seit 1800 Jahren in der Welt gelebt, alles Glück und alles Unglück miterfahren

und er hat sich für alle Möglichkeiten gestählt. Wenn je ein Aug' auf Erden war, welches die Zeit zu lesen verstand, den Werth des Praktischen immer ermaß, und welches das Kommende voraussah, dann ist es das seine; seine Worte waren Thaten, seine Befehle Prophetenrufe: so steht er in der Geschichte aller Zeiten. So sitzt er seit Generationen auf dem Stuhle der Apostel, der Statthalter Christi und der Lehrer seiner Kirche.

Die Macht, die Augustus in der materiellen Welt besaß, hat Petrus in weit höherem Maße in der geistigen Welt. Wann wäre Petrus der Situation nicht gewachsen gewesen, so oft er sprach? Wann wäre je eine Krise gewesen, die ihn unvorbereitet traf? Welche Gefahren konnten ihn je in Bestürzung versetzen? Welche falsche Wissenschaft konnte ihn je täuschen? Welche Ungewißheit konnte ihn je quälen? Welche Macht hätte ihn je durch materielle oder moralische Mittel, civilisirt oder barbarisch, bekriegt, ohne von ihm besiegt zu werden? Selbst wenn die ganze Welt sich gegen ihn vereinigte, fand sie in ihm stets den Stärkeren. Diese Worte sind durchaus nicht rhetorische Phrasen, sondern geschichtliche Wahrheiten. Wer bei Petrus steht, ist immer des Sieges gewiß. Von Anfang an hat er durch alle Gebiete der Welt geblickt, weil Alle seiner Obhut übergeben sind. Und wie es das Bedürfniß des Tages erforderte, und die Inspirationen seines Herrn und Meisters ihm geboten, so hat er bald hier, bald da seine Stimme erhoben und es war immer der Ruf der Weisheit und nie ist er vergebens erkönt!“

Die Encyclika des Papstes Leo über die Manitoba Schulfrage ist von universeller Bedeutung. Denn sie ist ein Proklamations der ewig-unveräußerlichen Pflichten und Rechte der Kirche betreffs der Erziehung, wenn auch hier mit Rücksicht auf specielle Verhältnisse und Bestrebungen. Und die Kardinalsätze der katholischen Lehre sind:

„1. Den Eltern liegt die Pflicht ob, unter der Leitung und mit der Beihilfe der Kirche

ihre Kinder zu erziehen und ihnen einen Unterricht zu sichern, wie er durch den katholischen Glauben bedingt und gefordert wird. Eine gegentheilige Einmischung des Staates ist darum nicht nur eine Ueberschreitung der Staatsgewalt, sondern auch eine brutale Vergewaltigung der unveräußerlichen Rechte der Kirche und der Eltern.

Das Recht zu bestimmen, in welchen Anstalten ihre Kinder herangezogen und welche Wissenschaft und Moral ihnen gelehrt werden sollen, ist, wie der Heilige Vater sagt, das Erbrecht der elterlichen Autorität.

2. Gemischte und neutrale Schulen sind stets, wie in der Vergangenheit, so in der Zukunft, auf's energischste zu verwerfen. „Sie müssen unter allen Umständen verdammt werden, und zwar als höchst gefährlich: diese Schulen, in denen alle Glaubensbekenntnisse indifferent sind, oder auf gleiche Stufe gestellt werden; denn es kann nicht einerlei sein, über Gott und göttliche Dinge ungefundene Lehren zu huldigen und Wahrheit und Irrthum gleich zu schätzen.

3. Den Charakter der katholischen Schule präcificirt Papst Leo XIII. so: sie wird von katholischen Lehrern geleitet, Lese- und Text-Bücher müssen von den Bischöfen approbiert sein, das ganze System muß im Einklange mit den religiösen Empfindungen und Pflichten der Schüler sein. Wo diesen Bedingungen nicht Rechnung getragen wird, sind die katholischen Kinder den größten Gefahren ausgesetzt! Und das himmelschreiendste Unrecht ist es, sagt Leo XIII., Familienväter zu „zwingen, der Pflicht zu entsagen, die ihnen von dem Schöpfer selbst übergeben wurde!“

Klarer könnte doch gewiß nicht das Wesen der Erziehung, die Pflicht der Eltern und der Kirche, der Charakter der gemischten Schule gezeichnet sein! Und dieser Maßstab gilt nicht nur in Manitoba und Canada, sondern überall, wo katholische Eltern leben und katholische Kinder erzogen werden müssen, die katholische Schule also Bedürfnis ist.

Er gilt auch in Amerika und schlägt auch hier jedem liberalen Teufel-Nechtel betreffs der Schule den Boden ein.

Zwar liegt hier die „Schulfrage“ wie ein todttes Meer in kleinerer Stagnation.

Dafür, daß es aber nicht immer so bleibt, wird Gott selbst schon sorgen, wenn auch die Minorität so schwach und feige sein sollte, an den Fleischlöpsen Aegyptens der Freiheit zu vergessen. Vorerst hat ja der zur Zeit omnipotente Staat noch die Mittel, eine Judas-Prämie auf jedes Christenkind zu setzen. Vorerst sind ja auch noch die Sfaுவäter en vogue, die für ein Linsenmus ihr eigen Fleisch und Blut, die Seelen ihrer Kinder, dem Staatsmonopol verkaufen. Daß unsere Staatschule aber, des elhsichen Gehaltes bar, als Erziehungsanstalt ein lamentables Fiasco ist, darüber sind sich jetzt schon die besten Pädagogen des Landes völlig klar. Ob die Tropfen dieser Erkenntniß aber die petrefakte öffentliche Meinung in absehbarer Zeit erweichen werden, bleibt abzuwarten. Doch ist ja die Möglichkeit nichts weniger, denn ausgeschlossen, daß einmal das Gewissen des Volkes wieder erwacht und sich der Entchristlichung und Entrechtung bewußt wird, und mit elementarer Kraft sich erhebt, um die unwürdigen Fesseln abzustreifen, die ihm Geist und Seele niederdrücken. Bricht ja auch aus den Tiefen des schwül-brütenden Meeres der Maelstrom hervor, um wieder Bewegung und Leben in die schwerfälligen Wasser zu bringen. Bis dahin aber heißt es Dulden und Leiden, aber nicht Schweigen. Dem Schweigen wäre gleichbedeutend mit Willigen und Gutheißzen. Die Schulfrage läßt sich eben nicht todt-schweigen, auch in Amerika nicht, weil sie eine Rechts-Frage, eine Gewissensfrage ist. Das mögen sich namentlich jene götzdienerischen Liberalen merken, welche die staatliche Panacee als ein „constitutionelles Institut“ preisen und heuchlerische Thränen über die Heiligkeit des Majoritäts-Gesetzes verzapfen, dessen schlimmste Umgeher sie selbst sind.

und das sollen dem Schutze des Rechtes und der Freiheit dient, die ja nur Farce sind in den Augen der Legislatoren, deren Kleines Ich ihr Gott ist, nach dessen Interessen und Bedürfnissen die Rechtsverdrehung gesetzlich gemacht wird.

Den arroganten Hohn der schurzfelligen Staatsmänner aber, die ihr offenbares Unrecht mit dem Vorwurf gegen die Kirche decken wollen, daß sie noch nie den Beruf oder die Fähigkeit zur Erziehung gehabt, geißelte in diesen Tagen keiner so scharf und gründlich, als der bekannte Theologe, Rev. Ryan von Toronto. Er sagte nämlich in der dortigen St. Michaels-Kathedrale diesbezüglich: „Dieser Vorwurf stammt schon aus den Tagen des Celsus und wurde seitdem unzählige Male wiederholt, um eben so oft widerlegt zu werden. Die berufenen Autoritäten der Lehren der Kirche sind die Päpste, Concilien, Bischöfe und allgemein-anerkannten Theologen. Für die Lehren der Päpste genüge vollständig Leo's letzte Encyclika. Leo sagt im 19. Jahrhundert einfach das, was Papst Eugenius II. schon im 9. Jahrhundert gelehrt hat. Im Jahre 826 ordnete dieser an, daß katholische Schulen in der ganzen katholischen Welt errichtet werden sollten. Im Jahre 1179 befaß das allgemeine Lateranische Concil unter Alexander III., daß bei jeder Kirche Schulen für die Kinder der Armen in's Leben zu rufen seien. Dies blieb unabänderliche Lehre bis auf unsere Zeit, von St. Bonaventura an bis auf Cardinal Manning und den heutigen Tag.

Und die Praxis der Kirche ging stets mit ihrer Lehre Hand in Hand.

Der Geschichtsschreiber Hallam sagte in seinem Vorworte zur ‚Literature‘, daß der Ruhm, die ersten Schulen gegründet zu haben, einzelnen Meisten und Bischöfen im 6. Jahrhundert gebühre.

Mr. Lang, der schottische Calvinist, sagt, daß im katholischen Deutschland, wie in Frankreich, Italien und selbst Spanien die Erziehung des Volkes durch die Priester so allgemein und eifrig geübt wurde, wie in

Schottland. Der katholische Klerus habe alles gethan, nicht um das Volk zu verdummern, wie man in protestantischen Ländern behauptet, sondern um es zu bilden, um so durch dasselbe den großen socialen Einfluß und die nützliche Wissenschaft zu bemeistern. Der anglikanische Bischof Lyle, der Kanoniker Farrar, Joseph Kay, Don Eusebio Castellar, Alle legten Zeugniß ab für die Verdienste der katholischen Kirche in der Erziehung des Volkes.

Rev. Ryan gab dann mit Hilfe von Zahlen der Royal Statistical Society den folgenden Ueberblick über den durchschnittlichen Schulbesuch auf je 1,000 Personen in den katholischen Ländern:

Frankreich 170, Belgien 135, Oesterreich 130, Spanien 106, Italien 90.

In den protestantischen Ländern ist das Resultat so:

Großbritannien 125, Ver. Staaten 130, Canada 100!

Nach dem Bericht des United States Commissioner of Education wurden in Europa von Katholiken 118, von Protestanten 31 Universitäten gegründet.

Ebenso bewies der hochw. Redner durch statistische Tabellen, daß die Vermehrung der Erziehungsanstalten in katholischen Ländern weit bedeutender ist, als in protestantischen Ländern, daß die Katholiken in den Ver. Staaten weit mehr Schulen und Schüler haben, als jede andere Denomination, daß in der katholischen Provinz Quebec der durchschnittliche Schulbesuch weit bedeutender ist, als in der protestantischen Provinz Ontario! Irland sei, so lange es unter der Herrschaft der römischen Päpste stand, die große öffentliche Schule ganz Europa's gewesen.“

So sprach Rev. Ryan und solche Worte verdienen, an die Ohren aller Katholiken zu klingen.

Von Kanzeln und Rednerbühnen herab tönt so der Ruhm der päpstlichen Encyclika; Volk und Presse beschäftigen sich mit ihr; im Parlamente und in Regierungskreisen kommt sie zur Erörterung. Die Manitoba-

Schulfrage erhält nationale und Weltbedeutung.

So ist dies Schreiben des Papstes an und für sich schon ein eminentes Erziehungsmoment, das von bleibendem Segen sein wird, einkrei, wie sich die Lösung der Frage gestaltet. Denn ein Sieg des Unrechtes kann ja doch nie die endgültige Entscheidung sein. Die großen Encycliken unserer Päpste sind die Himmelsleuchten, die von oben her in das Dunkel und Wogen der Nacht blitzen, und bringen sie auch nicht den Tag, so leuchten sie ihm doch voran!

### Die Weltlage.

Wenn nicht alles trügt, birgt das neue Jahr bedenkliche Reine internationaler Verwickelungen in seinem Schoße, und ob der Frieden der Völker bei der jetzigen Weltlage erhalten werden kann, ist mindestens fraglich.

Da ist vor allem die chinesische Frage. Deutschlands verblüffend rasches und überaus schneidiges Vorgehen scheint, neuesten Enthüllungen zufolge, durchaus nicht improvocirt gewesen zu sein, wenigstens brachte die „Tägliche Rundschau“ Mittheilungen aus London, aus welchen hervorgeht, daß es nicht Deutschland gewesen, das die chinesische Frage aufgerollt hat, sondern daß bereits ein Eingreifen Rußland's, England's und Frankreich's nahe bevorstand; das schnelle Dazwischentreten Deutschland's verhinderte nur, daß es bei den Abmachungen der genannten Mächte übergegangen wurde. Die Abmachungen Rußland's mit China wegen Port Arthur waren bereits Ende Oktober vollendet. Hiervon erhielt man in London, besonders durch Vermittelung der japanischen Regierung, bald Kenntniß; sofort entschloß sich die englische Regierung, mit China in Verhandlungen zu treten und Compensationen zu verlangen. Die chinesische Regierung war bereit, und um in Peking unliebsames Aufsehen zu vermeiden, sollten die Verhandlungen durch den

chinesischen Gesandten in London geführt werden. Die Verhandlungen begannen Anfangs Oktober, aber man war sich in England bewußt, daß Frankreich eine Erweiterung englischen Gebiets, besonders an der Cantonküste, als eine Gefährdung seiner Stellung in Süd-China betrachten würde, und ließ in Paris anfragen, ob Frankreich eine Erweiterung der englischen Besitzungen in China zulassen würde, wenn auch Frankreich einen Zuwachs erhalte. Das auswärtige Amt in Berlin wurde durch seine auswärtigen Vertreter gut bedient; man erhielt in Berlin Kenntniß von diesen Vorgängen—und die umgebrachten Missionäre gaben Deutschland den gelegenen Vorwand zu sofortigem Einschreiten. Es sicherte sich einen Theil an den „Compensations-Geschäften“ ohne lange Unterhandlungen zu führen.

Der inzwischen von China und Deutschland acceptirte „Pacht-Vertrag“ beweist durch seine, bereits in der Tagespresse ventilirten Stipulationen, daß diesmal der schlaue schlickgängige Mongole durch den kalt-rechnenden Germanen auf diplomatischem Gebiete gründlich in die Patsche geführt wurde.

Niemand ist darüber mehr erbost, als das sprichwörtlich perſide Albion. Von der Ueberraschung dieser Uebertrumpfung hat es sich rasch erholt und so verkündeten seine Manchester Organe in ächt britischer Unverförenheit: „It is to the interest of every English merchant to keep China asleep in her ignorance.“ Aber diese alterprobtte Maxime der Völker-Ausbeutung weckte nirgendswa Sympathien, sondern rechtfertigte vielmehr das Mißtrauen in seine Allerwelts-Einmischungspolitik. Eine neue Devise mußte ausgegeben werden. Im Brusttone der Enttäuschung wurde von höchster Stelle aus erklärt: England wird in China die Hand e l s f r e i e i t schirmen und sollte es darüber—zum Kriege kommen.

Aber die Zeit ist schlecht gewählt, um die Welt mit englischen Kriegsdrohungen ein-

zuschüchtern. Denn England hat sich gerade jetzt in allen Welttheilen seiner Haut zu wehren und kann nicht neue Gefahren herausbeschwören. Mit der ihm zu Gebote stehenden *Cel d m a ch t* kann es noch politische Winkelzüge machen, aber der Ruh seiner Waffen hat bedenkliche Scharten erlitten. Seine angeblichen Siege in Indien erscheinen nachträglich in sehr bedenklichem Lichte.

Im oberen Nil Gebiete drohen ihm außerdem Verwickelungen ernstester Art. Denn hier wird es auf den Widerstand Frankreichs stoßen, das im offenbaren Einvernehmen mit dem Negus von Abeßynien und mit Rußland entschlossen ist, hier den großartigen Plan zu durchkreuzen, dem zufolge das ganze Nilthal einen Theil der englischen Meerstraße bilden soll, die das Kap der guten Hoffnung zu Lande mit dem Mittelmeer verbindet. Schon wurde die Elite-Truppe der britischen Armee, das erste Bataillon der Grenadier-Guards von Gibraltar nach Aegypten bestimmt und die unjähendsten militärischen Vorbereitungen in London deuten an, daß man den Ernst der Situation im Sudan völlig erkennt.

Als Intermezzo fügte sich in die Welt-Politik Europas, die Pariser Judenhetze ein, hervorgerufen durch die Beschimpfung der Armee und der Regierung durch den unberufensten aller Sittenrichter—Emile Zola. Das Komischste bei diesen Krawallen ist jedenfalls der bedeutsame Umstand, daß Schulter an Schulter mit jüdischen Kapitalisten die plebejischen Anarchisten standen. *Fraternite!* So kamen endlich die „brüderlichen Gefinnungen“ der beiden Elemente zum eklatanten Ausdruck!

Zu den Ver. Staaten erlebten wir in diesen Tagen auch wieder einmal eine Hege. Sie galt aber nicht den Juden oder Anarchisten, sondern wieder den bösen Spaniern auf der amerikanischen Provinz in spe, Cuba! „Havanna ist in offenem Aufruhr!“ brüllte die Zingo Presse, aber—es war nicht so schlimm! Gen. Lee ist gemeuchelmordet, meldete das *N. Y. Journal*, und

es war—gelogen. Aber im Kapitol wurde lustig die Kriegstrommel geschlagen, bis der hysterische Patriotismus wieder der kühlen Besinnung wich. Doch dürfte schließlich bald einmal das verwegene Spiel zu bitterem Ernste werden. Die Presse namentlich treibt ein verbrecherisches Unwesen, auf den Leichsinn und die Triviolität der Massen berechnet. Ist es Dummheit oder Bosheit, daß man die Wahrheit nicht mehr zu lesen versteht? So barg eine sensationell aufgebaute Depeche aus Havanna, 20. Januar, den folgenden Satz.

General Lee terms the disturbance a „family affair.“ He was beseeched by naturalized citizens of the United States and a very few native-born Americans to demand warships.

Das besagt doch klar und bündig, daß eine Pflicht der Einmischung, oder selbst der Vorwand zu einer solchen, für unsere Regierung gar nicht vorliegt, und daß es nicht so sehr die in Havanna ansässigen Amerikaner, als die naturalisierten Amerikaner sind, die dort wühlen und schreien! *Naturalisierte Amerikaner* auf Cuba sind vornehmlich jene vaterlandslosen Guerillas, welche unter dem Schutze eines amerikanischen Bürgerbriefes dem „sauberen“ Handwerk der Spionage und der rebellischen Aufwiegelung obliegen. Wäre es nicht für dieses Gefindel und die ihm garantierte Straflosigkeit, dann wäre die Cuba-Frage längst schon je glücklich gelöst, wie die Revolte auf den Philippinen geendet ist. Der Schlußakt dieses „Freiheitskampfes“ gestaltete sich ja geradezu rührend komisch und endete buchstäblich in feucht-iröhlicher Weineligkeit. Man berichtete darüber folgendermaßen:

Am 3. Dezember erschien der spanische Oberst Primo de Rivera mit Gefolge im feindlichen Lager von Biagbato, wo ihn die Rebellenführer erwarteten; die Elitetruppen der Aufständischen befanden sich in Paradestellung; Aguinaldo mit seinem Generalstab in phantastischen Uniformen ritten den Spaniern entgegen. Während Aguinaldo mit Primo



de Rivera verhandelte, brachen seine Leute in enthusiastische Hochrufe auf Spanien, den König und das spanische Heer aus. Nach der officiellen Begrüßung fand zu Ehren der Spanier ein glänzendes Bankett statt, an welchem sämtliche Rebellenführer, die Mitglieder der provisorischen Regierung und etwa 60 Offiziere der Aufständischen theilnahmen. Aguinaldo toastete auf den Frieden und das fernere Gedeihen seiner Heimath, auf das unbefieglliche spanische Heer, dessen Oberhoheit er anerkennen müsse, auf den König und auf den General Primo de Rivera. In ähnlichem Sinne sprachen sich auch einige andere Rebellenführer aus; kurz, es war ein Freudenfest, als ob nichts vorgefallen wäre.

Die von den Aufständischen gefangen gehaltenen Spanier, unter ihnen mehrere Priester und Mönche, wurden sofort in Freiheit gesetzt. In heiterer Champagnerlaune begaben sich die versöhnten Feinde nach San Miguel de Mayumo, um in feierlicher Weise von der Bevölkerung unter Führung des dortigen Gouverneurs empfangen zu werden. Wöllerschiffe, Raketen, Schwärmer u. s. w. gestalteten die Feier zu einer bei den Spaniern hochbeliebten Szene. Auch fehlte es nicht an sentimentalen Zwischenfällen: Aguinaldo versicherte unter Thränen, daß er lieber sterben wolle, als den den Spaniern geleisteten Treueid zu brechen.“

Wie wäre es, wenn die Spanier auf Cuba auch einmal den „armen ausgehungerten“ Comezianten ein Friedensfest anböten? Ein paar hogsheads „Madeira“ würden am Ende auch hier ein Wunder wirken, das die Wirkung aller zingel Pfenninge der Cuba-Klingelbeutel-Träger in den Ver. Staaten in Schatten stellen würde!

Die Weihnachtsbitte des P. Athanasius Götte, O. S. F., Apostolischer Missionar von Shen-si, China, welche wir in der Januar-Nummer der Rundschau an unsere Leser adressirten, hat willige Herzen gefunden.

Folgende milde Gaben sind bis jetzt in unserer Office eingelaufen:

Von Johnie . . . Pittsburg, 25c.

Von Lena . . . Pittsburg, 10c.

Von Jos. Häppler, Utopia, Texas, 50c.

Von Christian von Weichpennig, Helena, Mont. \$5.00.

Von Anna Ringholz, Rochester, N. Y., \$1.00.

Von Mrs. Lenz, Detroit, Mich. \$1.00.

Von Mary Schjemansti, Detroit, Mich. \$1.00.

Den lieben frommen Spendern quittiren wir hiermit mit Vergnügen und erklären wir uns gerne bereit, weitere Beiträge für das gute Unternehmen mit Dank anzunehmen.

Für unsere Leser und Freunde birgt die Notiz aber eine bedeutsame Thatsache: sie beweist nämlich, daß die „Rundschau vom Berge Karmel,“ trotz ihres so kurzen Bestehens schon in weitesten Kreisen bekannt ist und jetzt schon zu katholischen opferwilligen Herzen in allen Theilen der Union spricht.

Das Herz ist der Sitz aller frommen Anmuthungen, aller heiligen Empfindungen, aller erhabenen Gedanken, aller edlen Wünsche. Bewahre dein Herz mit allem Fleiße, sagt die Schrift, denn daraus kommt alles Leben. Wer kann daher zweifeln, daß im Herzen Mariens alles vereint gewesen, was wir als rein und edel, was wir als schön und erhaben, was wir als vollkommen uns denken können?

Papst Leo, der am 31. December sein Diamantenes Priesterjubiläum feierte und am nächsten 2. März sein 88. Lebensjahr vollendet haben wird, begeht am 20. dieses Monats Februar den 20. Jahrestag seiner Erhebung auf den päpstlichen Thron.

Von den 262 Vorgängern Leo's XIII. haben nur 11 das 20. Jahr ihres Pontifikates vollendet, nämlich: St. Petrus (34—67), St. Sylvester (314—337), Leo der Große (440—461), Gaudrian I. (771—

795), Leo III. (795—816), Alexander III. (1159—1181), Urban VIII. (1623—1644), Clemens XI. (1700—1721), Pius VI. (1775—1799), Pius VII. (1800—1823), Pius IX. (1846—1878). Noch seltener sind die Päpste, welche ihr sechzig

stes Priesterjubiläum gefeiert haben. Der letzte von ihnen war Benedikt XIV., gestorben 1758 im Alter von 83 Jahren. Noch nie aber war es einem Papste vergönnt, sowohl das 60jährige Priester-, wie das 20jährige Papstjubiläum zu feiern.



## Dom Büchertisch.

Der berühmten Herder'schen Buchhandlung danken wir für freundliche Zusendung d. ersten Heftes vom Jahrgang 1898 der vornehmsten und besten deutschen katholischen Zeitschrift „Stimmen aus Maria Laach.“ Dasselbe enthält eine Fülle der interessantesten Artikel und kritischen Rezensionen. Die Titel der einzelnen Essays sind: „Nach fünfundsanzig Jahren“, „Das Coalitionsrecht der Arbeiter“, „Sind die Katholiken unfähig zum höheren Staatsdienst“, „Der Eid in Geschichte und Poesie“, „Lamennais' Höhe und Sturz.“ „Die Neuorganisation im Franciscanerorden“, „Edgar Linsels neues Musikdrama ‚Godoševa‘“.

Welche Quellen der herrlichsten Gedanken, welche Fundgruben der tiefsten Studien!

Von allgemeinstem Interesse ist namentlich der Jubiläums-Artikel ganz eigener Art: „Nach fünfundsanzig Jahren.“ In ihm spiegelt sich die ganze Geschichte des gewaltigen Kulturkampfes in Deutschland und des männlichen Ringens und der Verdienste der Centrums Partei. Darum schulden wir geradezu seine Publikation unsern Lesern. Er lautet:

„Fünfundsanzig Jahre sind verfloßen, seit das kaum erstandene Deutsche Reich die Gesellschaft Jesu aus seinen Grenzen verwies und auch die Mitarbeiter dieser Zeitschrift nöthigte, ihren Aufenthalt im Auslande zu suchen. Ein gewisser Trost war es für dieselben, daß sie wenigstens in irgend einer Form noch mit der geliebten Heimat in Verbindung stehen und für sie

wirken konnten. Von der Kanzel ausgesprochen, fanden sie in diesen Blättern noch eine Freistätte, um Lehren und Einrichtungen ihrer Kirche zu erklären, zu begründen, zu verteidigen. Aus öffentlichen Versammlungen wie aus der Schule verbannt, fanden sie hier noch einige Gelegenheit, an der Pflege der verschiedenen Wissenszweige, der Literatur und der Kunst sich mitzubetheiligen. Mit Tausenden, auf deren persönlichen Umgang sie verzichten mußten, konnten sie wenigstens als Schriftsteller noch in geistigem Verkehr bleiben. Die Katholiken Deutschlands haben diesem unserem Bemühen eine Theilnahme, eine Liebe entgegengebracht, für die wir ihnen nicht genug Dank wissen können. Aber auch zahlreiche Nichtkatholiken haben von unserer literarischen Thätigkeit Notiz genommen und manche Leistungen derselben haben unverkennbar wohlwollende Aufnahme gefunden.

Es lag übrigens in der Natur der Sache, daß verhältnißmäßig nur sehr wenige der ausgewiesenen Jesuiten sich an dieser bescheidenen Preßthätigkeit betheiligen konnten. Eine etwas größere Zahl widmete sich theils der Pflege verschiedener Wissenschaften, theils der Heranbildung der jüngern Ordensmitglieder, theils der geistlichen Leitung des Ordens. Weitaus die meisten waren jedoch darauf angewiesen, sich der kirchlichen Missionsthätigkeit im Auslande zu widmen.

Die Gefahren, welche man von den deutschen Jesuiten befürchtete, haben eigentlich nie eine klare, juristische Fassung erhalten.

Seit der Wiederherstellung des Ordens im Jahre 1814 durch Pius VII. hat derselbe die Billigung und Gunst aller folgenden Päpste genossen. Er besteht kirchlich zu Recht; seine Statuten sind kirchlich anerkannt; seine dogmatische Lehre und Moral fallen in allen wesentlichen Punkten mit jenen der Kirche zusammen; die allgemeine Stigmatisierung des Ordens als eines Trägers staatsgefährlicher Tendenzen und einer sittengefährdenden Moral trifft deshalb ebenfalls die kirchliche Autorität, welche den Orden bestätigt und mit manchen Begünstigungen ausgestattet, sie trifft die Kirche selbst, welcher über ein Drittel der Bürger des Deutschen Reiches angehören und welcher der Staat verfassungsgemäß und in einigen Provinzen durch feierliche Verträge zu Anerkennung und Schutz ihrer Rechte verpflichtet ist. Seit der Wiederherstellung des Ordens liegt denn auch kein Criminalfall vor, der zu jener Verdächtigung desselben berechtigte. Kein deutscher Jesuit hat sich einer Auflehnung gegen die geistliche Autorität, einer Verschwörung gegen das Staatswohl oder sonst eines politischen Verbrechens schuldig gemacht. Hunderte von ihnen haben während des deutsch-französischen Krieges Leben und Gesundheit gering geachtet, um den Kranken und Verwundeten Beistand zu bringen; mehrere ihrer Niederlassungen haben sogar in ihren eigenen Häusern Lazarette errichtet; mehrere ihrer Priester und Studierenden haben ihre Loyalität mit dem Opfer ihres Lebens im Dienste der Kranken und Verwundeten besiegelt.

Die angeblichen Gefahren beruhen somit wesentlich auf alten Vorurtheilen, welche mit Gespensterglauben große Ähnlichkeit haben, Urtheilen, zu welchen man in verflossenen Jahrhunderten Anhaltspunkte zu haben vielleicht glauben mochte, welche aber im modernen Europa und Amerika völlig gegenstandslos geworden sind. Diese Vorurtheile drehen sich der Hauptsache nach um zwei Pole: die Besorgniß, es könnte durch die Jesuiten der confessionelle Friede gestört,

es könnte die Entwicklung des geistigen und politischen Lebens durch sie durchkreuzt werden. Beide Besorgnisse werden schon von vorneherein durch das nahezu incommensurable Verhältniß widerlegt, in welchem die winzige Zahl der deutschen Ordensmitglieder zur Einwohnerzahl, zur organisierten Macht des Deutschen Reiches steht. Noch augenfälliger aber erscheint die Haltlosigkeit jener Besorgnisse, wenn man die Länder in Betracht zieht, in welchen die aus Deutschland vertriebenen Jesuiten Zuflucht gefunden haben. Es sind besonders England, Holland, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die englischen Kolonien in Britisch-Indien und ein Theil von Brasilien. In keinem dieser, mit Ausnahme von Brasilien, vorwiegend protestantischen Länder, ist durch die Jesuiten irgendwie der confessionelle Friede, die staatliche Entwicklung, der geistige und materielle Fortschritt irgendwie gestört worden. Keines dieser Länder hat sich irgendwie über sie zu beklagen gehabt. Allüberall haben sie den schwierigsten Theil der Hilfsseelsorge und Missionsseelsorge übernommen, sich still und friedlich dem Unterricht, der Erziehung und der Wissenschaft gewidmet, sich überall der Einmischung in das politische Leben enthalten. Alle diese Länder haben ihnen deshalb unumschränkte Freiheit gegönnt, die englische Kolonialregierung ihre Unterrichtsanstalten sogar freigebig begünstigt und unterstützt. Die Gefahren, welche man im deutschen Reich von seiten der Jesuiten befürchtete, sind reine Phantasiegespenster, welche im modernen Staats- und Völkerleben eine ernste Beachtung nicht verdienen.

Das sogen. Jesuitengesetz steht übrigens nicht für sich allein; es war nur der erste Ring in der Kette jener Gesetzgebung, welche den sogen. Kulturkampf heraufbeschworen hat und welche längst zum größten Theil von den eigenen Urheberern preisgegeben wurde, weil sie statt der erhofften Vortheile nur die größten Nachteile, Wirrsale und Schwierigkeiten erzeugt hat. Diese

Gesetzgebung selbst erwies sich als die größte Störung des confessionellen Friedens, welche je im Laufe des Jahrhunderts das Wohl Deutschlands bedrohte und seine Kräfte lähmte und zersplitterte, als eine Störung, wie sie ein religiöser Orden nie und nimmer hätte verursachen können. Stein um Stein mußte diese auf irrigen Voraussetzungen errichtete Gesetzgebung wieder abgetragen werden; das Jesuitengesetz ist nur als traurige, man möchte fast sagen, antediluvianische Ruine desselben noch stehen geblieben.

Wie zahlreiche katholische Interessen durch den Fortbestand dieser Kulturkampsruine aufs tiefste geschädigt werden, brauchen wir hier nicht weiter auszuführen, es ist schon oft und deutlich auseinandergesetzt worden. Das Schädlichste daran ist aber ohne Zweifel, daß ein von der Kirche gutgeheißener Orden, welcher das religiöse Leben nach den verschiedensten Seiten hin kraft seines Institutes zu fördern sucht, ohne jeden greifbaren juristischen Grund, bloß auf veraltete Vorurtheile hin, staatlich, ja legislativisch gebrandmarkt und von den fundamentalsten Rechten deutscher Bürger, von Licht und Luft ausgeschlossen ist, gleich als wären alle seine Mitglieder geborene Verräther und Vaterlandsfeinde, ein Auswurf der Menschheit, dessen bloßes Vorhandensein schon die allgemeine Wohlfahrt bedroht.

Das katholische Volk Deutschlands hat dieses Verfahren als ein ihm selbst angehanes Unrecht mitempfunden und wird es mitempfinden, solange jenes unbegründete und nicht begründbare Ausnahmegesetz besteht. Hunderte von hochherzigen Jünglingen haben sich dadurch nicht abhalten lassen, freiwillig in die Verbannung zu gehen, um sich dem verfehnten Orden anzuschließen. Die Rückkehr des Ordens nach Deutschland ist nicht nur von zahllosen Einzelversammlungen, sondern auch jedes Jahr von den Generalversammlungen der deutschen Katholiken als ein unansehbarer, unverjährbarer Rechtsanspruch gefordert

worden. Episkopal, Clerus und Volk gehen in dieser Sache Hand in Hand; auch das höchste Oberhaupt der Kirche hat seine Ansicht darüber nicht zweifelhaft gelassen. Die parlamentarische Vertretung der deutschen Katholiken hat jene Forderung in letzter Zeit Jahr für Jahr dem Reichstag unterbreitet und wiederholt den Erfolg gehabt, daß eine ansehnliche Majorität die Unhaltbarkeit des Gesetzes anerkannte.

Wirkliche Vortheile hat unsere Ausweisung dem Deutschen Reiche nicht gebracht, ebensowenig als der übrige Kulturkampf. Wenn wir also nach fünfundzwanzigjähriger Verbannung das Recht zurückfordern, gleich jedem andern unbescholtenen Bürger auf deutschem Boden leben, wirken und sterben zu dürfen, so fordern wir nichts, als was die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes durch seine parlamentarische Vertretung als unser gutes Recht erklärt hat und mit uns fordert.

Von Herzen danken wir allen, welche zu diesem Acte der Gerechtigkeit mit beigetragen haben: dem katholischen Volke, das ihn seit der Zeit unserer Ausweisung in treuer Liebe, unwandelbarer Religiosität und festem Rechtsgefühl unablässig gefordert hat; seinen mannhafsten Vertretern, der Centrumsfraction und ihren Führern, welche diese Forderung des Rechts mit unbeugbarer Festigkeit und unverdroffenem Eifer vor den Schranken des Reichstags zur Geltung gebracht haben: aber auch den Abgeordneten und Führern der andern Parteien, welche, unbekümmert um veraltete Schlagworte und Vortheile, auch unserem vielgeschmähten Orden gegenüber Recht und Gerechtigkeit walten lassen wollten.

Mögen sich auch die übrigen gesetzgebenden Factoren bald der Einsicht erschließen, daß jener Ruf nach Recht und Gerechtigkeit sich auf die Dauer nicht wird abweisen lassen!"

Im Verlage von B. Herder, 17 South Broadway, St. Louis,

Mo., ist eben auch Jacinto Verdaguers *Atlantis* in neuer Auflage erschienen: Der Preis des 200 Seiten starken, hübsch ausgestalteten Buches ist \$1.10. Die deutsche Bearbeitung ist von Clara Commer, das Vorwort und die Rand-Bemerkungen sind von Lic. Fr. von Tessen-Węstierski geschrieben.

Der Verfasser ist ein Priester-Dichter und sein Bildniß zeigt uns ein edles scharfgeschnittenes, ernstes Anliß in noch jugendlicher Schönheit.

Das Werk zählt zu den klassischen Dichtungen der Welt-Literatur und die besten Kenner derselben stellen den Sänger keinem Geringeren als Homer zur Seite. Er schrieb in der herrlichen Sprache seiner engeren Heimath Catalanien, aber seine Lieder klingen bereits in allen Sprachen zu den Ohren und Herzen der Freunde wahrer Poesie.

Unsere gebildeten Lesern haben Verdaguer wohl schon längst kennen gelernt; der Bedeutung des katholischen Dichters wegen mögen sie uns aber gestatten, demselben auch einmal in diesen Blättern gerecht zu werden. Eine Studie über die wundervolle *Atlantis* werden wir aus berufener Feder in nächster Nummer unsern Lesern vorlegen. Heute mögen sie uns gestatten, ihnen die interessante Lebensskizze des berühmten Mannes mitzutheilen.

Verdaguers Wiege stand in dem kleinen catalanischen Dörfchen Folgrolas, nahe bei Vich, einem der Hauptstätze des neuen Catalanismus. Arm wie sein Dörfchen war auch sein Vater: als Steinklopfer und als Landbauer schlug er sich durchs Leben. Der kleine Jacinto mußte bald einen Theil der Arbeit auf seine schwachen Schultern nehmen: mit andern Knaben hütete er das Vieh. Da sah und hörte er die Natur; die grünen Flächen, die starren Berge seiner Heimath schienen ihn zu fragen, ob er wohl ahnte, was sie einst gewesen—aber er wußte es nicht. Er träumte nur, daß dort, wo jetzt die Rinder und Schafe friedlich grasen, einst die wilden Meereswogen

Steingeröll und Sand und Schlamm aufgewühlt hätten. Und das Meer, das große, weite Meer mit seinem stillen Seufzen und donnernden Brausen, mit seinem Spiegel, in welchem Sonne, Mond und Sterne so oft friedlich sich schauen, und seinen schwarzen, tosenden Wasserbergen und den weißen, zischenden Klämmen—woher kannte er es?—„Es war in meiner frühesten Jugend, als ich es wagte, die Hand an jenes Werk zu legen, ohne ein anderes Land gesehen zu haben als jenes, das zwischen meinen heimatlichen Bergen liegt, ohne ein anderes Meer gekannt zu haben als jenes, das ich auf Bildern gemalt gefunden.“

So schwand oft Traum um Traum vor seinen Augen dahin, wenn er, das kindliche Haupt vom leisen Winde umflüßelt, fragend hinauf zum Himmel schaute. Es war vorauszusehen, daß dem jungen Dichter fast alles hindernd entgegentreten würde, wenn er es wagen sollte, seinem Geiste die nöthige Nahrung, den Grund und Boden für dichterisches Schaffen zu erwerben. Mußte er sich schon eines der Werke jenes großen Meisters der Epik, dem er heute ruhmvoll an die Seite gestellt wird, Homers *Odysee*, durch einen Weltlauf mit bloßen Füßen über ein frischbeses Stoppelfeld erringen, so können wir uns denken, welche Arbeit es ihm gekostet hat, ehe er in dem Seminare von Vich seine Studien beendet und Ende September 1870 zum Priester geweiht worden war.

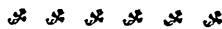
Von neuem brachen jetzt jene Gedanken der Jugend bei ihm durch und versetzten seinen Geist in dauernde Aufregung: die Gedanken und die Sage von der versunkenen großen Insel *Atlantis*, die Pluto uns einst überliefert, deren Aufklärung dann im Laufe der Zeiten immer neue Denker ange-regt hatte, bis sie in unseren Tagen auch das unverdiente Schicksal fand, von einem Phantasten in geradezu aller Vernunft hochsprechender Weise verzerrt zu werden (*Ignatius Donnelly, Atlantis, the antediluvian world, Loudon, 1883,*

und die deutsche Uebersetzung: Atlantis, die vorisiflutliche Welt; deutsch von Wolfgang Schaumburg. Leipzig).

Die Mühen und Anstrengungen der Jugendzeit hatten die Gesundheit Verdaquers untergraben. Sie sollten aber einen Lohn finden und zugleich das Mittel werden, durch welches der Dichter in stand gesetzt wurde, nicht nur zum erstenmale die ganze Scenerie jener Katastrophe, in welcher Atlantis ihren Untergang fand, das über die versunkene Insel dahinfluthende Meer, die Länder und Inseln rings umher kennen zu lernen; er fand auch die Muße, seine Atlantida zu vollenden. Körperlich entkräftet, geistig noch frisch, bestieg er 1875 als Schiffskaplan einen Oeandampfer des großen Rheders Antonio Lopez in Barcelona; ein Jahr darauf, 1876, konnte er diesem seinem Gönner sein Meisterstück zum Dank überreichen.

Sofort war sein Ruhm begründet. Seine Heimat pries ihn als ihren größten Sänger, und staunend beicille sich auch die übrige Welt, Catalaniens Dichter kennen zu lernen.

Rasch folgten dann neue Werke fast Jahr für Jahr: der Canigo, die Idilis y Cants mistichs; 1880 die Llegendas de Montserrat (beide erschienen in Bith); 1885 die Uebersetzung eines Werkes Friedrich Minstrals: Nerto; 1887 Excursions y viatges; 1888 Patria (mit einem Prolog des M. Jaume Colless); dann Lo somni de Sant Joan; 1890 Nazareth; 1891 Bethlem, Caritat und La fugida a Egipte; in den folgenden Jahren: Cantichs religiosos, Cantichs, La Passio de Nostre Senyor Jesucrist,



Wer auf ein wohlverbrachtes Leben zurückzusehen kann, hat den höchsten Berggipfel erstiegen, den ein Mann in diesem Leben erreichen kann.

Der Hirt, welcher die Lämmer gut weidet, wird die alten Schafe nicht verlieren.

Roser de tot l'any und Dietari d'un pelegrí a Terra Santa in erneuter Auflage, endlich 1895 Sant Francesch und im verfloffenen Jahre Flors del Calvari sowie eine neue Auflage von Bethlem, La fugida a Egipte und Nazareth unter dem einheitlichen Titel Jesus Infant. Die Neuauflage der Atlantida möge hierbei ganz unberücksichtigt bleiben!

Als er bei den Jochs florals (Blumen, spielen) des Jahres 1893 eine Ode an Barcelona überreichte, ließ der Magistrat der Stadt dieselbe auf Stadtkosten in 100,000 Exemplaren drucken und vertheilen.

Daß von solchem genial-schaffenden Meister für die nächste Zukunft noch weitere große und herrliche Werke zu erwarten sind, ist die freudige Hoffnung aller wahren Freunde der katholischen Dichtkunst.

Von der rühmlichst bekannten Verlagsbuchhandlung von Friedrich Pustet, Regensburg, New York und Cincinnati gingen uns die folgenden Werke zu: „Die Feier der heiligen Char- und Ofter- Woche, Lateinisch und Deutsch für Gebet und Gesang“ von Dr. Fr. X. Haberl. Das trefflich ausgestattete, ziemlich umfangreiche Buch kostet \$1.25 und kommt jetzt für fromme Leser zur rechten Zeit.

Aus demselben Verlage: Passionsbüchlein, Betrachtungen über das Leiden Jesu Christi von P. Ludwig de Ponte, S. J., nebst Andachtsübungen und Gebete für die heilige Fastenzeit von Joseph Mohr. Das hübsche 675 Seiten starke Buch kostet 50 Cents und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Ein äußerst empfehlenswerthes Werk!

Wenn gewisse Leute für jede einzelne ihrer Lügen Buße thun müßten, so würden sie niemals aus Sack und Asche herauskommen.

Feiglinge sterben beständig; aber der Mutige stirbt nicht, bis seine Zeit kommt.

## Die Canisius-Feier in Freiburg in der Schweiz.

Von einem Augenzeugen.



Die Canisiusfeier war anfangs Juli durch ein feierliches Pontifikalamt, dem alle geistlichen und weltlichen Behörden der Stadt Freiburg beizuhören, eröffnet worden; die Bischöfe der Schweiz hatten einen gemeinsamen Hirtenbrief an die Gläubigen erlassen, in welchem sie die Verdienste des sel. Petrus um die Erhaltung und Befestigung des Glaubens in den katholischen Theilen unseres Vaterlandes gebührend hervorgehoben und die Gläubigen zu einer regen Theilnahme an den Centenarfestlichkeiten an seinem Grabe aufforderten; die hochw. Bischöfe von Freiburg und Basel hatten noch eigene Andachten in ihren betreffenden Diözesen angeordnet; der hl. Stuhl hatte bereits die weitgehendsten Vollmachten für die Reichsväter, sowie mehrere große Ablässe für die Theilnehmer an den Pilgerfahrten gnädigst zu gewähren geruht; der hl. Vater hatte sodann Anfang August eine herrliche Encyclica an den deutschen, österreichischen und schweizerischen Episcopat erlassen, in welcher Leo XIII. mit wahrhaft apostolischen Worten Canisius als den Apostel der Schule verherrlicht und die Rechte und Pflichten der Kirche für die Erziehung der christlichen Jugend behandelt. In Freiburg selbst hatten sich unter dem Ehrenpräsidium des Diözesanbischofs, J. Vernaz, verschiedene Komitees gebildet, welchen die mannigfachen Veranstaltungen für den äußern Verlauf der Festlichkeiten oblag.

Indeß war, als ich in den ersten Tagen des August in Freiburg eintraf, von einer eigentlichen Feststimmung noch nicht gar viel zu merken. Manche der Herren waren noch Hals über Kopf mit den Vorbereitungen auf den 4. internationalen wissenschaftlichen Kongreß beschäftigt, und es ist leicht

verständlich, wenn sie nicht eben übermäßig viel an die Canisiusfeier denken konnten. Die Kollegiumskirche, dem Erzengel Michael geweiht, ein prächtiger Renaissancebau, war noch in der Restauration begriffen, deren sie gar sehr bedurfte, und die Grabkapelle, welche jetzt die theuren Ueberreste des Seligen birgt, war wegen der Gerüste kaum zugänglich; draußen auf dem Kollegiumshofe sägte, hobelte, hämmerte es Tag und Nacht an der Fertigstellung der Kongreßhalle, deren Name sich jedoch gar bald und unvermerkt in Canisiushalle umgestaltete. Von eigentlicher Andacht spürte man noch wenig, nur daß immer mehr Priester von auswärts kamen und am Grabe des sel. Petrus die hl. Messe zu lesen begehrt. Bald wurde es auch möglich, jeden Tag um 8 Uhr eine Messe in der Kapelle des Seligen zu lesen, welcher immer eine hübsche Anzahl Andächtiger beizuhören, und fast immer waren auch Communizierende darunter. Während früher sowohl Kapelle als auch Stranzimmer vereinsamt und leer waren, so sah man jetzt immer mehr fromme Väter darin, manchmal mehr, als diese etwas engen Räumlichkeiten fassen konnten.

Montag Abend, den 1. August, war die erste Versammlung des wissenschaftlichen Kongreß, zu dem etwa 700 katholische Gelehrte aus allen Ländern sich eingefunden hatten. Kaum eine Viertelstunde vor Eröffnung der Sitzung hatten die Arbeiter das Local verlassen, und man konnte sagen, daß die Vorbereitungen zum kommenden Feste beendet oder doch abgeschlossen seien. Die Kollegiumskirche war in der That herrlich restaurirt; das prachtholle Gitterwerk aus getriebenem Eisen, welches einerseits den Eingang der Kirche von der Kirche selbst trennt und andererseits die Empore, welche sich, von der Orgel ausgehend, auf beiden

Seiten der Kirche hinzieht, gegen die Kirche hin abschließt, kam durch die reiche Vergoldung zu seiner vollen Geltung. Auch die grandiosen Deckengemälde sowie der Reichtum der Mäure, an deren Marmor sich der Glanz des soliden Silbers und Goldes herrlich abhob, mußten gesehen und bewundert werden. Unstreitig am meisten gewonnen hat durch die neuen Wandmalereien die Grabkapelle des Seligen; nur erlaubte<sup>n</sup> leider Zeit und Mittel nicht, die etwas leeren Wandfelder durch entsprechende Fresken auszufüllen. Das altehrwürdige Gebäude des Kollegiums selbst bedurfte gleichfalls mancher Reparatur; da es seit 1847, also seit einem halben Jahrhundert in der Hand des Vaters Staat ist, sieht man an allen Ecken und Enden, daß die liebevolle Hand der Hausmutter fehlt. Bezeichnend ist die Bemerkung des Künstlers, der die Kirche renovirte, man habe auf den Altargehäusen unter zolldicker Schicht noch den Jesuitenstaub entdeckt. Warum nicht auch den Sonderbundstaub?

Die Stadt hat nun auch ihr schönstes Festgewand angelegt, so schön, das selbst die ältesten Leute sich nicht erinnern, je etwas ähnliches gesehen zu haben. Die fremden Gäste, die an manchem Feste schon theilgenommen hatten, sprachen wiederholt ihre Bewunderung über den Reichtum und den guten Geschmack der verschiedensten Dekorationen offen aus. Dieser Theil des Festes war über jede Kritik erhaben. Wem übrigens die Dekorationen galten, konnte keinen Augenblick zweifelhaft sein. Wer etwa gemeint hätte, die alte „Freiburg“ bewillkommne auf diese Weise die „Savants“, den hätten die Hunderte von Fahnen mit dem Bilde des sel. Petrus, den hätten die verschiedensten Inschriften und die Schaufenster, den hätten die Triumphbogen mit den Hauptthaten aus dem Leben des Seligen gar bald eines Bessern belehrt. Die weithin sichtbare, überlebensgroße Statue des sel. Petrus Canisius, welche man auf dem Hauptplatze vor dem Albertinum (dem einstigen Hotel de Fribourg)

aufgestellt hatte, verkündete es doch laut genug, daß Freiburg trotz Allem noch die Canisius-Stadt ist.

Der Kongreß selbst, wenn auch mit der Säkularser in keinem inneren Zusammenhang stehend, stand doch unverkennbar unter dem Zeichen des P. Canisius. Abgesehen davon, daß manche Kongreßmitglieder nicht weniger der Wallfahrt als des Kongresses wegen nach Freiburg gekommen waren und die Stadt Canisius zu Ehren ihr glänzendes Festgewand angelegt hatte, stellte der hochw. Herr Bischof Deruaz gleich in der Eröffnungsrede die Arbeiten der Versammlung unter den besonderen Schutz des Seligen. Es tamen Telegramme selbst aus Spanien zur Verlesung, in welchen der Kongreß beglückwünscht wurde, daß er am Grabe des glorreichen Apostels Deutschlands tagen durfe. Donnerstag, den 19. August, wurde eine hl. Messe eigens für die Mitglieder am glorreichen Grabe gelesen und in der öffentlichen Versammlung desselben Tages sprach ein Redner in längerem Vortrag über das Werk und den Geist des Seligen, an den man in Freiburg auf Schritt und Tritt erinnert werde. Man kann wohl sagen, daß der glänzende Verlauf des Kongresses nicht zum geringsten Theile dem Umstande zuzuschreiben sei, daß er gewissermaßen die Eröffnung der Centenarfeierlichkeiten des Todestages unseres Seligen bildete.

Samsstag, den 21. August, kündeten Morgens in aller Frühe Artillerie-Salven und feierliches Glockengeläute den schönsten Festtag für Stadt und Kanton Freiburg an. Dem feierlichen Pontificalamt, welches Mgtr. Deruaz unter Assistenz von etwa 8 andern Bischöfen bei prachtvollem Wetter auf dem Kollegiumshofe also unter freiem Himmel hielt, wohnten weit über 10,000 Andächtige bei. Die liturgischen Gesänge wurden von den Säcilienvereinen des Senfe- und Glanebezirkes, mehrere 100 Mann stark, mit musterhafter Präzision vorgetragen. An das Pontificalamt schloß sich unmittelbar die Predigt an: für die fran-



jüdisch Sprechenden verkündete gleichzeitig Mgr. Turinaz, Bischof von Nancy, auf dem Kollegiumshofe, für die Deutschen Mgr. Schmitz, Weihbischof von Köln, in der Kollegiumskirche, das Lob des sel. Petrus Canisius. Fast noch großartiger als der Morgengottesdienst gestaltete sich die Prozession, welche um 2 Uhr begann und etwa um 5 Uhr schloß. Es war etwas Großartiges, diese Tausende und Tausende in verschiedenen Gruppen getheilt, theils nach den Gemeinden, theils nach dem Alter, theils nach der Berufsart geordnet, immer geführt von einer eigenen Musikbande, mit Kreuzen und Fahnen theils schweigend theils laut betend an den Reliquien vorbeiziehen zu sehen. Der feierlichste Moment aber kam, als die ungeheure Menge, auf dem Kollegiumshofe angelangt, sich auf die Knie warf und Herr Kanonikus Esseiva im Namen der göttlichen und weltlichen Obrigkeiten, ja im Namen des ganzen Volkes des Kantons Freiburg mit weithin vernehmbarer Stimme die Weiheformel dieses katholischen Volkes an den sel. Petrus Canisius vorbetete! Der Bischöfliche Segen schloß diese Feier.

Abends war die Stadt, ja der ganze Kanton mit Freudenfeuern auf das herrlichste beleuchtet. Mit Ausnahme der protestantischen Kirche, die ganz im Dunkel lag, war nicht ein Gebäude, welches seiner Lichter und Lampions entbehrte. Licht war es auch in den Herzen. In diesem ungeheuren Menschenstrom, der sich Straßen auf, Straßen ab bewegte, sah man nur fröhliche zufriedene Gesichter und nirgends die mindeste Unordnung.

Gegen 11 Uhr gebot der liebe Gott selbst Feierabend und schickte die letzten Wanderer unter Dach und Decke, indem er einen ziemlich starken Sturm sandte und selbst die Lichter ausblies. Möge „der Freiburgerstag“ noch lange in der Erinnerung und in seinem Segen beim Freiburgervolke fortleben!

Montag, den 23. August, Ankunft der Pilger aus der deutschen Schweiz. Gegen

4 Uhr Nachmittags brachten verschiedene Girazüge wieder Tausende frommer Väter zum Grabe des sel. Canisius, z. B. von Solothurn 800, von Olten 650, von Luzern und den Urkantonen 850, von St. Gallen 700 u. s. w., bis weit über 5,000 Wallfahrer versammelt waren. Man sprach davon, daß in den letzten Wochen des August gut 30,000 Pilger zum Grabe des Seligen wallfahrten kamen. Von der Begrüßungsansprache des H. Kanonikus Kleiser, von der Serenade vor dem bischöflichen Palaste, von der herrlichen Rede, womit der Vicepräsident des Schweizerischen Biusvereins, H. Adalbert Wirz von Sarnen, den in Freiburg versammelten Episcopat begrüßte, von der Antwort des hochw. Herrn Bischofs von Chur, Mgr. Bataglia, von den Festlichkeiten in der Canisiushalle, kann ich nichts erzählen, außer was in den Tageblättern stand: mein Platz war eben im Reichstuhle und in der Kirche. Was ich hier sah und hörte, war doch von Allem das schönste. Als ich am folgenden Morgen vor 5 Uhr die hl. Messe lesen wollte, konnte ich kaum zum Altare. So voll war die Kirche schon zu dieser Stunde. In der Kollegiumskirche allein hatten wir über 2,500 Kommunionen und am folgenden Tage noch über 800. Das Pontifikalamt, von Mgr. Bataglia gesungen, war wieder auf dem Kollegiumshofe. Die Festpredigt hielt der Abt Columban von Einsiedeln. Fast 1½ Stunde lauschte die aufmerksame, lautlose Menge den beredten Worten des Abtes, der in einfacher aber schöner Rede die Frage, warum man nach Freiburg gekommen sei, dahin beantwortete: um zu danken—um Vorzüge zu fassen—um zu bitten.

Am Abend war eine nie dagewesene Reliquienprojektion mit Lichtern, welche gegen 3 Stunden—von 8—12 Uhr—dauerte. Man kann sich kaum einen Begriff von der ergreifenden Schönheit dieser Feier machen, wenn man nicht dabei war. Man mußte sie sehen diese Tausende, wie sie den Rosenkranz in der einen, die brennende Kerze in

der andren Hand zu 4 und 4 über die Hän-  
gebrücken hinüber, den Berg hinauf bis  
Bürgele, dann am Loretkoberg hinunter bis  
in's Saanethal, dann wieder hinauf bis  
zur Kollegiumskirche zogen. Während der  
ganzen Dauer widerhallten die Berge vom  
Donner der Kanonen, läuteten alle Glocken  
der Stadt, erglänzten die gewaltigen  
Thürme der alten Pähringerstadt in bengal-  
ischer Beleuchtung. Tags darauf hörte  
man nur sagen: o wie schön! Niemand  
wollte sich gestehen, daß er müde geworden,  
selbst der 71jährige Bischof nicht, der in  
Pontificalibus vor den Reliquien einher-  
schritt. Deo gratias! Die Pilgerfahrt der  
deutschen Schweizer war unstreitig der  
Glanz- und Höhepunkt aller Festlichkeiten  
zu Ehren des sel. Petrus Canisius. Indes  
fehlte es auch bei den folgenden Pilgerfahr-  
ten keineswegs an wahrhaft erhebenden  
Momenten.

Ich muß mich kürzer fassen.

25.—27. August. Pilgerzüge aus den  
Kantonen Tessin, Berner, Jura, Neuen-  
burg, Genf, Waadt, circa 2,000. Prediger  
war Msgr. Jaquet, Bischof von Jassy in  
Rumänien.

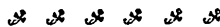
31. August tagte der Kongreß der Tertia-  
rier des hl. Franziskus am Grabe des Se-  
ligen. Die Zahl der Theilnehmer überstieg  
2,000.

4.—6. September beteten die 600 Pilger  
aus den verschiedenen Gauen Deutschlands  
am Grabe ihres zweiten Apostels Msgr.  
Knecht, Weihbischof von Freiburg i. B.,  
hielt die Festpredigt.

Wegen der großen Ueberschwemmungen  
wurde die österreichische Wallfahrt auf  
nächstes Jahr verschoben. Einzelne Oester-  
reicher, wie der Weihbischof von Salz-  
burg, Msgr. Katschthaler, Herr Domkapi-  
tular Graf von und zur Lippe und Andere  
ließen es sich aber nicht nehmen, schon dieses  
Jahr sich den deutschen Pilgern anzu-  
schließen.

Nicht am wenigsten Freude wird der  
größte, im Himmel thronende Kinderfreund  
an der Kinderwallfahrt aus dem Kanton  
Freiburg, welche am 14. September statt-  
fand, gehabt haben. Die 5,000 Kinder mit  
ihren Lehrern und Lehrerinnen, mit den  
Schulinspektoren und dem Staatsrath und  
Direktor des öffentlichen Unterrichts, welche  
an der Prozession und dem Festgottesdienst  
theilnahmen, werden die herrliche Feier  
und den besonderen Patron der Jugend nie  
vergessen.

Vom 14.—16. September fand dann die  
Wallfahrt aus Holland statt. Man zählte  
200 Theilnehmer, darunter 32 aus Nijm-  
wegen, der Vaterstadt des Seligen. War  
bis dahin jedesmal, so lange Pilger in Frei-  
burg waren, das Wetter wunderbar schön  
gewesen, so hatten die guten Holländer mit  
dem trübsten Unwetter zu kämpfen. Der  
Selige wolle, erklärte man, die Wallfahrt  
seiner Landsleute besonders verdienstlich  
machen. Nebenfalls hat die Ungunst der  
Witterung weder ihren Gebetsseifer gekühlt,  
noch ihre heitere Stimmung auch nur im  
mindesten beeinträchtigt.



Schmerzenmutter, deinem Schoße  
War das Opfer anvertraut,  
Durch das Tod und Lieb' das große  
Gnadenhohr uns aufgebaut.

Darum steht im Wunderglanze,  
Den sonst nie ein Auge sah,  
Und in reichster Schönheit Kranze  
Aller Gnaden voll du da!

O Maria, all die Herzen,  
Die in Liebessehnsucht schmachten,  
Über unbelehrt durch Schmerzen  
Nicht sich selbst zum Opfer brachten—

All die Armen lasse nie!  
Wolle zum Altar sie ziehen,  
Daß im Heiligthume sie  
Wie ein Weihrauchkorn verglühen.

## Erziehung.

Von Rev. Pius R. Mayer, O. C. C.



Wenn man heutzutage von Erziehung spricht, so denkt der Ungeprüfene unwillkürlich an Schulen, und besonders höhere Schulen, weil es Mode geworden ist, Erziehung und Unterricht als gleichbedeutend anzusehen und deshalb die Bestunterrichteten als die Best-Erzogenen zu betrachten. Dabei ist man bemüht, die Scheidlinie zwischen Wissenschaft und Religion möglichst scharf zu markiren, die Religion auf die Kirche zu beschränken, und das Wissen zu verweltlichen.

Da auf solche Weise selbst der richtige Begriff von Erziehung abhanden gekommen ist, brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn die Erziehung selbst fehlt. Ignoti nulla cupido. Das heißt: Was der Mensch nicht kennt, darnach verlangt er nicht, und wir gehen nicht zu weit mit der Behauptung, daß unsere Generation überall auf der Welt die Erziehung der Kinder vernachlässigt, nirgends aber mehr, als in Amerika.

Was man hierzulande Erziehung (education) nennt, besteht darin, daß die Eltern ihre Kinder in Bezug auf Kleidung, Kost und Wohnung verweichlichen und verzärteln, in Bezug auf Wissen so lange als möglich in die religionslosen Schulen schicken, und das Herz des Kindes und seine religiösen Bedürfnisse gar nicht befriedigen, ja vielleicht sich denselben gegenüber geradezu feindlich verhalten.

Das Resultat liegt vor Augen. Die Kinder strebsamer Eltern sind Verschwender, und schließlich Haus-Arme, wenn nicht Verbrecher; die Jugend ist unbändig, vorlaut, altklug und in Sachen eingeweiht, die ihr für Jahre noch Geheimniß bleiben sollten, und die materialistische Weltanschauung gibt uns eine Erdie von Egoisten, die er-

barmungslos über zertrübene Existenzen weg ihren eigenen Vortheil wahrnehmen, und im Falle des Mißerfolges als Selbst-Mörder oder am Galgen, oder im Zuchthause enden.

Presse und Kanzel, Vater und Lehrer, Eingeborener und Eingewandeter—Alle klagen über Jung-Amerika, Alle fühlen, daß die Dinge so nicht weiter gehen können, aber nur sehr Wenige, wenigstens außerhalb der katholischen Kirche sind sich über die Ursachen dieser Folgen klar, und suchen deshalb Hülfe in der beliebten Panacea—der öffentlichen Schule.

Daß man Pferde und Hunde abrichten muß, ist ihnen klar, daß wilde Thiere gezähmt werden können, wissen Alle, daß daselbe aber bei Kindern der Fall ist, scheinen sie nicht zu begreifen. Und doch liegt die Sache auf der Hand.

Ein heidnischer Dichter sagte einstens: „Ich kenne das Gute und stimme ihm bei, dem Schlechten folge ich.“ In diesen Worten liegt der Schlüssel zur Lösung der Frage. Die Trennung von Verstand und Willen, das ungezügelte Sichgehenlassen Weider ist für die Sachlage verantwortlich. Hier also muß angefaßt werden, die Verschiedenheit und der Widerspruch von Geist und Herz muß ausgeglichen und auf das Normalmaß zurückgeführt werden. Und hierin besteht die Erziehung.

Z i e h e n heißt mit Kraftaufwand etwas heranbringen. Das Präfix „Er“ gibt die Bedeutung des Erfolges. „Erlangen, erreichen, erschaffen, erraffen bedeuten lang er langt hat u. s. w. So ist auch erziehen ein Ziehen zur erfolgreichen Besitznahme.

Die Erziehung besteht also in dem erfolgreichen hinziehen eines Kindes zu einem bestimmten Zwecke. Bei der Wichtigkeit des

Gegenstandes verlohnt es sich der Mühe, folgende Fragen näher zu betrachten und zu beantworten:

1. Wer soll erzogen werden ?
2. Wer soll erziehen ?
3. Wann beginnt die Erziehung ?
4. Wie weit dehnt sie sich aus ?
5. Welche Mittel sind die wirksamsten ?
6. Welche Früchte soll eine gute Erziehung zeitigen ?

1. **Wer soll erzogen werden ?**  
 Natürlich jedes Kind. Jedes Kind ist nun zunächst ein Menschenkind, und sodann und zwar hauptsächlich ein Gotteskind. Diesem zweifachen Charakter nach muß das Kind erzogen werden—für die Menschheit und für Gott. Als Mensch ist das Kind eine Zusammenfügung von Leib und Seele. Beide haben ihre bestimmte Aufgabe zu erfüllen, und sind zur Erfüllung derselben von der Natur ausgerüstet. Diese Ausrüstung ist aber keine vollkommene, bereits vollendete, sondern nur das bildungsfähige Material ist von der Natur geliefert, während die Entwicklung desselben dem Einflusse des Erziehers vorbehalten bleibt. Je nachdem sich dieser Einfluß geltend macht, wird der Mensch im Kinde zu voller Reife gebracht, oder verkümmert und verkrüppelt, oder er stirbt ganz ab. Ueberdies verlangen die verschiedenen Theile des Kindes ihrem Wesen nach eine verschiedene Erziehung. Würde z. B. ein Kind physisch zur Vollkommenheit gebracht, so wäre das Resultat ein ferngefunder, muskelstarker, allen Anstrengungen gewachsener Mensch, dessen geistige Fähigkeiten dabei aber ganz unentwickelt blieben, so daß der Mensch körperlich ein Riese, geistig ein Zwerg wäre. Ein solcher Mensch aber ist eine Mißgeburt.

Würde umgekehrt der Geist eines Kindes so weit und so rasch entwickelt, als seine Fähigkeiten es überhaupt gestatten und auf die gleichzeitige körperliche Entwicklung keine Rücksicht genommen, so wäre das notwendige Resultat ein frühreifes, körperlich schwaches, kränkliches Kind, dem der frühe Tod schon auf der Stirne geschrieben steht.

Also—*mens sana in corpore sano*—eine gesunde Seele in einem gefunden Leibe—ist ein Postulat der Natur, und jede einseitige Entwicklung rächt sich.

Der Körper eines Kindes ist aber entwicklungsfähiger, als sein Geist. Ja, die geistige Entwicklung setzt die Entwicklung des Körpers voraus, und hat man zwischen Vernachlässigung des Leibes oder des Geistes eines jungen Kindes zu wählen, so fällt die Entscheidung zu Gunsten des Leibes aus, denn die geistigen Fähigkeiten können später erfolgreich erzogen werden.

Das Kind besitzt aber auch ein Herz, das zu erziehen ist, und da seine Erziehung darin besteht, daß den Gefühlen und Absichten die rechte Lenkung gegeben wird, kann und soll die Erziehung schon in frühester Jugend beginnen, denn weder körperliche noch geistige Fähigkeiten brauchen angestrengt zu werden, und die jugendliche Schwäche bildet also kein Hinderniß.

Auf diese Weise wird das ganze Kind erzogen, und, ohne der natürlichen Entwicklung vorzugreifen, wird das junge Menschengewächs je nach dem Maße seiner Kraft vom ersten Tage an seiner endlichen Bestimmung schrittweise zugeführt.

Diese Bestimmung ist die Gottestindschaft, und wenn nicht der Erziehungsplan diesem Zwecke die ihm gebührende Hauptstelle anweist, so ist er verfehlt. Die Gottähnlichkeit zeigt sich in dem Kinde in ausgesprochener Weise, und dasselbe findet Interesse am Himmlischen, bevor es irgend ein Interesse an Irdischem zeigt. Man folge nur getrost diesem von der Natur selbst gegebenen Fingerzeige, und das Uebrige macht sich mehr oder weniger von selbst.

2. **Wer soll erziehen ?** Sowohl die Natur als die Religion weisen auf die Eltern hin, und es ist Verkehrtheit, von Schule und Kirche ausschließlich die Erziehung zu erwarten. Ich sage geradezu, daß diese beiden Anstalten, wenn die Eltern nicht vor- und mitarbeiten, unfähig sind, zu erziehen. Aufgabe der Schule ist das Beibringen von den der Welt nützlichen Kenntnissen.

und Aufgabe der Kirche ist, die ewigen Interessen der Seele zu besorgen, die Aufgabe der Eltern aber besteht darin, den Charakter des Kindes zu bilden, und Niemand als die Eltern, kann dies erfolgreich thun.

Hier liegt die Ursache der beklagten Uebel. Die Eltern entziehen sich dieser Pflicht ganz und gar, oder erfüllen sie nur höchst unvollständig. Man läßt vielfach die Kinder heranwachsen wie junge Hunde, oder überläßt sie der zweifelhaften Fürsorge von Diensthöfen, deren Gewissen oft nur zu weit ist, und welche auch im günstigen Falle nur für Leben und Gesundheit des Kindes sorgen, sich aber um seine Seele nicht kümmern. Wer als die Eltern, ist dem Kinde Tag und Nacht nahe, wer findet in dem Kinde mehr offenes Vertrauen, als sie: wer wird mit allen guten und bösen Neigungen des Kindes vertrauter, als die Eltern? Die Schule hält das Kind für einige Stunden, und diese sind mit Unterricht ausgefüllt; die Kirche versammelt die Kinder zum Katechismusunterricht, aber die Zahl derselben ist zu groß, und die Zeit zu kurz, um nachhaltig auf ihren Charakter einzuwirken, und wenn dann vollends der nicht seltene Fall eintritt, daß die Eltern ihre Kinder gegen den Lehrer und Priester in Schutz nehmen, statt Hand in Hand mit den Letzteren zu arbeiten, so ist die Erziehung eine im Prinzip verfehlt, und die Folgen sind die oben beklagten.

Niemand kann die Eltern von der Pflicht der Erziehung ihrer Kinder an Körper, Geist und Seele befreien, sie sind und bleiben vor Gott für dieselben verantwortlich. Weder das allgemeine schlechte Beispiel, noch die geradezu verrückten amerikanischen Grundsätze der Kindererziehung können sie davon entbinden, und es gibt für die vielen schweren Uebel der Neuzeit nur eine radikale Heilung, die Rückkehr der Eltern zu ihrer diesbezüglichen Pflicht. „Wer für die Seinigen und besonders die Hausgenossen nicht Sorge trägt, hat den Glauben verläugnet und ist schlechter als ein Ungläubiger.“

3. Wann beginnt die Erziehung? Alban Stolz sagt: Neun Monate vor der Geburt des Kindes und er hat Recht.

Es ist eine allbekannte Thatsache, daß körperliche Fehler und Krankheiten sich von den Eltern auf die Kinder vererben, und oft hört man nicht in Fällen von Schwindsucht, Trübsinn und dergleichen die Bemerkung: „Es ist in der Familie.“ In verschiedenen Zeiten und Ländern ist sogar der Vorschlag gemacht worden, Schwindsüchtigen die Ehe zu verbieten, um so diese ansteckende Seuche in ihrem Herde zu ersticken.

Die Kinder erben jedoch nicht nur die natürlichen Mängel der Eltern, sondern auch deren moralische Tugenden oder Untugenden, und diese Thatsache findet in der Neuzeit eine besondere Beachtung. Unsympathie, Unglauben, Verbrecherthum sind von Statistikern durch vier, fünf Generationen von Familien verfolgt worden, und die Nachforschungen haben die sichere Thatsache ergeben, daß als Regel die Kinder von frühesten Jugend an die scharf ausgedrückte Neigung zeigen, auf den Pfaden der Eltern zu wandeln. Ganz besonders wirkt der physische und moralische Zustand der Eltern im Augenblicke der Empfängniß der Kinder bestimmend auf das ganze Leben des Kindes ein, und der italienische Arzt Lombroso geht soweit, die moralische Verantwortlichkeit der zweiten oder dritten Generation zu läugnen, weil die Kinder unter dem Zwang ihrer Herkunft handeln.

Selbstverständlich ist dieser Schluß falsch, wenigstens in Bezug auf Christen, welche durch übernatürliche Mittel die fehlerhafte Natur überwinden können und nach Gottes Gebot sie überwinden müssen, so daß sie stets für ihre Handlungen verantwortlich bleiben. Aber solche Theorien beweisen den ungeheuren Einfluß der Eltern auf die Kinder, und zeigen, daß Alban Stolz recht hat, wenn er die Erziehung der Kinder mit der Empfängniß beginnen läßt.

Wir hören von talentlosen Kindern talentvoller Eltern und die Unmäßigkeit des Ba-

ters oder der Mutter in jenem Augenblicke sind die Ursache. Wir hören von jähzornigen, rachfüchtigen, arbeits scheuen, unflätigen Kindern, und die Mutter hat in jener kritischen Zeit die Keime dieser Laster ihrem Kinde als beweinenwerthes Erbe mitgegeben.

Die Eltern müssen also von all den Fehlern frei sein, von welchen sie ihre Kinder frei wünschen, müssen schon vor der Geburt die Fundamente einer guten künftigen Erziehung legen, dadurch, daß sie selbst ein gutes Leben führen und die Tugenden üben, welche sie in ihren Kindern zu sehen hoffen.

Nach der Geburt des Kindes sind die Eltern gewöhnt, das Kind für vier, fünf, und selbst mehr Jahre als unverantwortlich und in Folge dessen unersziehbar zu betrachten und zu behandeln. Alle Unarten werden geduldet, von Erzwingung des Gehorsams, von Strafe ist keine Rede und man thut und spricht ungeschert vor dem Kinde, was man vor älteren Kindern nicht thun oder sprechen würde. „Er ist ja noch zu jung, um es zu verstehen.“ Welch' folgen schwere Thorheit. Das Kind ist allerdings im moralischen Sinne unverantwortlich, so lange es nicht zu den Jahren der Unterscheidung gelangt ist, das heißt, so lange es keinen Begriff von Recht und Unrecht, von Gebot und Sünde hat. Es ist in den ersten Jahren seines Lebens in diesem Sinne passiv. Zu gleicher Zeit aber lernt das Kind unaufhörlich, es paßt auf, es ahmt nach, es nimmt den Saamen seiner späteren Thätigkeit in sich auf, und wie der Saame im Garten, so liegen diese frühen Eindrücke in der Kindesseele verborgen, bis die geistige Entwicklung weit genug vorgeschritten ist, um sie zum Keimen zu bringen.

Deshalb darf das junge Kind nichts sehen und hören, was den reiferen Kindern verboten ist. Denn der ausgestreute Saame geht sicher auf.

Auch das Thier hat eine Kindheit. Wartet man aber mit der Dressur von Pferden und Hunden, bis diese Thiere erwachsen sind? Oder wird nicht vielmehr großer

Werth darauf gelegt, mit der Dressur so bald als möglich zu beginnen? Wenn ein Stämmchen gekümmert ist, wartet man mit dem Geradbiegen nicht, bis es sauftdicke geworden, sondern man bindet die schlanke Ruthe fest, und zwingt sie dadurch, gerade zu wachsen. Warum sollen Kinder eine Ausnahme von dieser natürlichen Regel bilden?

Ein Kind, das in den ersten fünf Lebensjahren gehorchen lernte, wird immer gehorchen, und das Kind, das in dieser Zeit praktische Entsaugung lernte, wird auch in der Zukunft sich begnügen. Die Erziehung, die mit dem sechsten Lebensjahre beginnt, kommt zu spät, um viel Gutes zu wirken.

4. Wie weit dehnt die Erziehung sich aus? Dies ist eigentlich eine Doppelfrage, denn sie bezieht sich auf die Zeitdauer und den sachlichen Umfang.

Was die Zeit betrifft, so setzen die Gebote Gottes bezüglich der Eltern- und Kindespflichten keine Altersgrenze fest, folglich besteht auch keine. Solange die Kinder sich nicht ein eigenes Heim gegründet haben, sondern bei den Eltern wohnen, bleiben die Eltern für die Kinder verantwortlich, und diese Verantwortung, statt abzunehmen, wächst mit dem Alter des Kindes.

Die amerikanische Sitte, die Kinder nachdem sie die erste heilige Kommunion und Firmung empfangen und aus der Elementarschule entlassen sind, als Erwachsene, den Eltern Gleichberechtigte zu betrachten und zu behandeln, ist abstoßend, und für den größeren Theil des Unheils verantwortlich. Gerade zu der Zeit, in welcher die Kinder denken, aber nicht reflektiren, und noch keine Erfahrung zu Gebote haben,—die Sturm und Drangperiode ihres Lebens,—ist die kritische Lage, die für die Zukunft der Kinder entscheidet. Selten geräth ein Kind auf Abwege, dem in dieser Zeit der Schutzengel in Gestalt von Vater und Mutter beisteht, belehrend, warnend, zwingend, straffend. Wie manchesmal hört man gtaue Sünder sagen: „Hätte ich in meiner reiferen Jugend Vater oder Mutter an der

Hand gehabt, ich wäre ein anderer Mensch geworden.“ Eltern also, welche den Kindern in der gefährlichsten Zeit nicht zu Hülfe kommen, verjündigen sich schwer und werden es unmöglich finden, vor dem Throne Gottes Rechenschaft von ihren Kindern zu geben.

In Bezug auf *j a c h l i c h e n U m j a n g* dehnt sich die Erziehung über die drei Hauptbestandtheile des Menschen aus: *K ö r p e r, G e i s t u n d S e e l e.*

Der Körper muß vernünftig abgehärtet, zur Leistung von Arbeit und zur Ertragung von Ungemach angeleitet werden. Er muß zugleich daran gewöhnt werden, sich mit dem Nothwendigen in Kost, Kleidung und Wohnung zufrieden zu geben, und die aufkeimenden thierischen Leidenschaften zu unterdrücken. Wie viel wird hierin gesündigt! Nicht genug, daß man die Kinder auf das Reichlichste versorgt, sie werden in jeder Weise geschälcht, verzärtelt und verwöhnt, und auf diese Weise gleichsam gezwungen, über ihren Stand hinaus gehende Bedürfnisse zu fühlen, deren Nichtbefriedigung die Kinder später dem Laster und Verbrechen in die Arme treibt, und so dieselben an Leib und Seele tödtet, sie zur Arbeit unfähig macht, und sie die Arbeit als etwas Demüthigendes, Unerträgliches betrachten läßt. Vernünftige und gewissenhafte Eltern werden, auch wenn ihre Mittel es anders gestatten, ihren Kindern nur gesunde kräftige Hausmannskost vorsetzen, nicht aber ihre Gesundheit durch Raschwerk ruiniren, sie werden in der Kleidung mehr auf Brauchbarkeit, als auf Putz schauen, und auch in kaltem Wetter nicht erlauben, daß sich die Kinder jede Stunde in dem überheizten Zimmer aufhalten. Nur so erzieht man gesunde, lebensfrische Kinder.

Der *G e i s t*, d. h. der Verstand des Kindes muß in unsern Zeiten gebildet werden, weil ohne jede Schulung dem Kinde der Weg zum Lebenserwerb sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht wird. Verstand, Vernunft und Gedächtniß müssen, geübt und mit den nothwendigen Kenntnissen be-

reichert werden. Soweit die Eltern nicht Willens oder nicht im Stande sind, diesen Unterricht den Kindern zu ertheilen, tritt die Schule dafür ein, und es ist eine unabweisliche Pflicht für die Eltern, ihre Kinder in die Schule regelmäßig zu senden. Ueberflüssiges, nach dem voraussichtlichen Stande des Kindes Unnützes, mag bei Seite geschoben werden, aber die Elementarfächer sollte jedes Kind erhalten.

Die *S e e l e* des Kindes muß der Gegenstand aufmerksamer Fürsorge von frühestem Jugend an sein. Die Wurzeln der drei Grundübel: Augenlust, Fleischelust und Hoffart des Lebens werden mit dem Kinde geboren, und es ist Aufgabe der Eltern, sie nach Möglichkeit zu zerstören, und dafür die Keime christlicher Tugenden dem Kinde einzupflanzen. Zu diesen ersten Tugenden gehören: Achtung vor und Gehorsam gegen Eltern, Lehrer und Priester, Gebet, Bescheidenheit im Umgange und Herzensreinheit. Hierin wirken Kirche und Eltern zusammen, aber den Eltern fällt die grundlegende Thätigkeit zu. Die Kirche ist sodann der Gärtner, der das von den Eltern Gesäete zur vollen Entfaltung bringt, und es mehr und mehr veredelt.

5. „*Welche Mittel der Erziehung sind die wirksamsten?*“ Unter den vielen Mitteln, die zusammenwirken, um das beabsichtigte Resultat zu erzielen, nenne ich hier nur drei: Gottesfurcht, das gute Beispiel der Eltern, und Strafe.

Die Gottesfurcht ist der Anfang der Weisheit. Deshalb muß die Furcht Gottes in das Kindesherz gepflanzt werden. Die Mutter weise unaufhörlich die Kinder darauf hin, daß es einen Gott gibt, der Alles sieht und Alles hört, der die Guten belohnt und die Bösen bestraft; sie lehre dadurch ihre Kinder, in der Gegenwart Gottes zu wandeln, und in allen Gewissensfragen auf Gottes heiligen Willen zuerst zu blicken, und diesen Willen zur Richtschnur ihres Verhaltens zu machen, mit einem Worte, sie wecke das Gewissen der Kleinen und

hülle es wach, und der größte Theil der Erziehungs-Arbeit ist gethan. Solche Kinder lernen sich selbst überwinden und gehorchen, und ein sein ausgeprägtes Pflichtgefühl (an dem es amerikaniſchen Kindern meiſtens mangelt) wird mit jedem Tage mehr erſtarfen.

Das gute Beiſpiel der Eltern iſt hierbei unerläßlich. Ein altes Sprichwort ſagt: „Worte bewegen, aber Beiſpiele ziehen.“ Oft geben ſich Eltern damit zufrieden, den Kindern heilſame Ermahnungen zu geben, ihnen vorzupredigen, und ſie bedenken nicht, daß auch die beſte Ermahnung ein Schlag ins Waſſer iſt, wenn das ſtärkere Beiſpiel der Eltern das Gegentheil der Ermahnung lehrt. Wie können wir erwarten, daß das Kind gerne beiet, wenn es niemals ſeine Eltern beten ſieht! Wie kann das Kind überzeugt werden, daß Gehorſam eine Pflicht iſt, wenn es täglich ſehen muß, wie die Eltern ſich gegen geiſtliche und weltliche Dörigkeit auflehnen, ſchimpfen, mit Gewalt und Gericht drohen u. ſ. w.! Wo ſoll das Kind Nächſtenliebe lernen, wenn die Eltern das Beiſpiel der liebloſen Rede, des Haſſes, der Verfolgung, der Härtherzigkeit geben! Woher ſoll dem Kinde Hochſchätzung der Herzensreinheit kommen, wenn es Zeuge ſein muß der unflätigen Zoten und Handlungen ſeiner natürlichen Beſchützer! Wie können wir von Kindern religiöſen Eifer und geziemendes Betragen im Hauſe Gottes erwarten, wenn die Eltern es ſelbſt mit der Erfüllung ihrer religiöſen Pflichten nicht genau nehmen, oder ſie ganz unterlaſſen!

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“ und „Wie die Alten ſingen, ſo zwitſchern auch die Jungen.“ Das Kind muß in den Eltern das lebende Beiſpiel alles deſſen ſehen, was ihm zu Hauſe, in der Schule und der Kirche als Pflicht eingekörnt wird. Nur dann kann und wird die Erziehung gelingen. Es würde uns aber zu weit führen, wollten wir auf Alles Einzelne eingehen.

Das dritte Hauptmittel iſt ſodann die

Strafe, aber nur die Strafe, die auf der Liebe fußt. Es gibt Kinder, die von Natur aus edel geſinnt und lenkſam ſind, und wo ein freundliches Wort oder ein mißbilligender Wink genügt, gibt es keinen Platz für Strafe. Iſt aber das Kind eigenſinnig und böſartig, ſo iſt die Strafe nothwendig, und es iſt die Aufgabe der Eltern, dem Kinde zu zeigen, daß ſie es lieben, obwohl ſie es ſtrafen, oder vielmehr, daß ſie es ſtrafen, weil ſie es lieben. Gott züchtigt diejenigen, die er liebt, und die Eltern nehmen dem Kinde gegenüber den Platz Gottes ein. „Wer die Ruthe ſpart, haſſet ſeinen Sohn.“ Wenn dein Sohn ſündigt, ſo züchtige ihn mit der Ruthe, denn wenn du ihn züchtigſt, wird er nicht ſterben“ (weder den Tod des Leibes, noch der Seele) ſagt die hl. Schrift.

In Amerika iſt die Ruthe verpönt, und die böſen Folgen haben wir vor Augen. Gott kennt die menſchliche Natur in ihrer Schwäche und Neigung zum Böſen; was er empfiehlt, ſollte von Allen benützt werden ohne jede Rückſicht auf hinverbrannte moderne Anſchauungen.

Damit die Strafe jedoch Gutes wirke, muß ſie vernünftig angewandt werden, ſie darf nicht tyranniſch, grauſam, und im Zorne gegeben werden. Nur Supplement der Liebe ſoll ſie ſein, wo die Liebe ohne das Supplement den Zweck erreicht, iſt Letzteres ſchädlich, ſtatt nützlich.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Strafgewalt der Eltern nicht auf die jungen Jahre der Kinder beſchränkt iſt, ſondern ſo lange dauert, als das Abhängigkeits-Verhältniß der Kinder zu den Eltern beſteht.

6. Welche Früchte ſoll eine gute Erziehung zeitigen? In Beantwortung dieſer Frage können wir uns kurz faſſen, denn das oben Geſagte gibt eigentlich ſchon die Antwort. Die Kinder ſind für die Welt und den Himmel zu erziehen, und müſſen gelehrt werden, ihr Leben auf dieſer Welt als eine Vorbereitung auf das Jenſeits und die Güter dieſer Welt als Reiſegeld zum Himmel zu betrachten.

Sie ſind deſhalb von der früheſten Zu-



gend an zum Gebete, zur Demuth, zum Gehorjam, zur Achtung vor Vorgesetzten, zur praktischen Nächstenliebe anzuleiten.

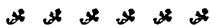
Die für diese Welt nothwendigen Kenntnisse müssen ihnen beigebracht werden, und die Eltern sollen dabei die Lehrer nach Kräften unterstützen, und niemals dem Kinde gegen den Lehrer die Stange halten. Würde auch wirklich das Kind einmal unschuldig oder zu hart gestraft, so ist dabei nicht viel verloren, und ein Kind, das zu Hause keinen Rückhalt findet, betrügt sich in der Schule so, daß es keine Strafe verdient und erhält.

Die Genußsucht muß auf jede Weise eingedämmt, und Genügsamkeit, sowie vernünftige Sparsamkeit dem Kinde anerzogen werden. Die Eltern müssen auf das Vor-

sichtigste über die Jugendbekanntschaften und Freundschaften ihrer Kinder wachen, nicht dulden, daß dieselben sich in die Unterhaltungen Erwachsener einmischen, und jedes vorlaute Wesen sofort rügen, selbst in Gegenwart Fremder.

Hauptsächlich soll dem Kinde die Liebe zu seinem Glauben und seiner Kirche eingepflanzt werden, so daß es den Kirchenbesuch und den Empfang der heiligen Sacramente nicht als lästige Pflicht, sondern als glorreiches Vorrecht ansieht, und in der Kirche das Haus Gottes und seine eigene Heimath findet.

Die Mühe ist groß, die Wachsamkeit ununterbrochen, die Verantwortung schwer. Aber so und nur so werden Kinder erzogen, wie Gott, die Welt und die Eltern selbst sie wünschen.



### Ein alter Sünder von Maria bekehrt.

**I**m Jahre 1834 lebte zu Augouleme ein alter Panzerreiter, der sich entschloß, seinem Leben ein Ende zu machen, da er die Seelenstärke nicht besaß, gewisse Leiden zu ertragen, deren Grund man nicht kannte und die man nicht zu heben im Stande war. Nachdem er einige Zeit unentschlossen war, welche Todesart er wählen sollte, entschied er sich für das Gift, in der Meinung, daß er sein Verbrechen vor dem Publikum leichter würde verbergen können; und sogleich wurde der schreckliche Vorstoß zur Ausführung gebracht. Es dauerte nicht lange, so verspürte er die Wirkungen: fürchterliche Schmerzen mahnten ihn an die Folgen seiner strafbaren That. Er verfügte sich alsbald in das Spital und bat inständig, man möchte ihn nur die Nacht darin zubringen lassen. Man wird die Ursache meiner Krankheit nicht erfahren, sagte er zu sich selbst, und mein Andenken wird nicht gebrandmarkt sein. Allein die Vorsteherin erklärte ihm, daß sie ihn ohne eine Aufnahmsurkunde nicht zulassen könne. Der Unglückliche, der nun abziehen mußte, wußte nicht,

was aus ihm werden sollte. In dieser traurigen Lage fühlte er sich plötzlich am Arme gefaßt und hörte eine Stimme, die ihm sagte: Gehe nach Sanct Peter und beichte dem M..... Von dieser Ermahnung betroffen, setzte er ihr keinen Widerstand entgegen, verfügte sich in die von der Stimme bezeichnete Kirche und ließ den Herrn M. . . . bitten, ihm seine Beichte abzunehmen. Dieser, der außerordentlich müde war, ließ ihm sagen, er möchte einandermal kommen: es war gerade Fastenzeit, schon drei Uhr nach Mittag und der gute Priester noch ganz nüchtern. Der Unglückliche ließ nochmals bitten und versicherte, daß es später nicht mehr Zeit sein würde. Der Priester verfügte sich nun in den Beichtstuhl und das Beichtkind bekennet, daß es sich vergiftet habe. Bei dieser Erklärung setzte ihm der Beichtvater die Pflicht ausemander, die er auf sich habe, ihm zu gestatten, das Geheimniß bekannt zu machen. Gerührt von der Gnade, gab ihm der Soldat diese Be willigung und da das Feuer, das in seinen Eingeweiden wüthete und die fürchterlichen

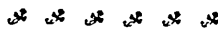
Schmerzen, die er empfand, ihn in einen wahrhaft verzweifelten Zustand versetzt hatten, so zog ihn der mitleidige Priester aus dem Weichstuhl, führte ihn aus der Kirche und schleppte ihn eilends ins Hospital; dort angelangt begehrt er sogleich ein Gegengift; aber während man dieses bereitet, fühlte er dem Kranken den Puls und findet ihn nicht: bleifarbenes Aussehen, gebrochene Augen, alles weist auf einen nahen Tod hin. Bei diesem Anblicke warf sich der eifrige Priester mit schmerzgedröhntem Herzen, aber voll Vertrauens auf die göttliche Barmherzigkeit auf seine Kniee und betete die Litanei der heiligen Jungfrau. Bei der ersten Anrufung fühlt er den Puls des Sterbenden wiederkehren und gleich darauf hört er ihn einige Worte aussprechen.—O mein guter Vater, sagte er zu ihm mit schwacher Stimme, mein Vater, beten Sie, beten Sie doch fort; dann stieß er einen Seufzer aus und fuhr fort: Heilige Maria, bitt für mich; und bald kehrte ihm die volle Besinnung zurück. M . . . , außer sich vor Freude über eine so merkwürdige Veränderung, fragte den Kranken, ob er nicht einige Gebete beibehalten habe. Nein, mein Vater, seit langer Zeit bete ich nicht mehr. Nachdem er aber einen Augenblick

nachgedacht hatte, entblößte er seine Brust und zeigte ein S c l a p u l i e r.—Dies ist das einzige Zeichen von Andacht, das ich noch beibehalten habe.—Ach! mein Freund, rief der Priester aus, nun erstaune ich nicht über das Wunder, das sich so eben begeben: Maria ist es, die Euch beschützt hat, ihr verdankt Ihr Euer Leben.

Inzwischen kam der Arzt und nachdem er über den Zustand des Kranken alle nöthigen Aufschlüsse erhalten hatte, versicherte er, daß nur eine höhere Macht im Stande gewesen sei, sein Leben über zwei Stunden nach Einnahme des Giftes hinaus zu erhalten; denn dieses sei eines der wirksamsten, die man kenne, und seit jenem verhängnißvollen Augenblicke seien nun fünf Stunden verflossen! . . . Das Gegengift war unnütz. Der Arzt schlug vor, daß ein Protokoll aufgenommen werde, um die Wahrheit des Wunders festzustellen; aber der demüthige Geistliche, welcher befürchtete, man möchte dasselbe der Zubrünst seines Gebetes zuschreiben, hielt es nicht für rathsam, den Vorfall zur Oeffentlichkeit zu bringen.

Mir ist er von glaubwürdigen Personen erzählt worden. Möge er ein neues Vertrauen zu Maria erwecken.

Abbe Michaud.



**Hoffärtige Selbstgerechtigkeit ist nicht nur der Mantel versteckter Schlechtigkeit.**

Das reinste Herz Mariens, was ist es anders, als ein neues Paradies, das Gott geschaffen, ruht der heilige Bernhard aus; auch in ihm lag alles im Frieden und in seliger Harmonie; auch in ihm erblühte ein ewiger Frühling der Liebe; auch dies Herz durchfloßen mächtige Ströme der Gnade; auch ihm entsproßten Blumen und Blüthen der Tugenden, die nie verwelkten; auch in ihm lustwandelte der Herr, schlug die heiligste Dreifaltigkeit ihren Sitz auf und erfüllte buchstäblich ihren Ausspruch: Wir werden es lieben und zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen. 1770.

Der Gottmensch hat von Maria Fleisch und Blut angenommen. Er trägt ihre Züge; sie nahm seine Eigenschaften und Vorzüge an; sie ist mehr als jedes andere menschliche Wesen der Abglanz, der Widerschein, das Bild seiner Schönheit.

Des heiligen Thomas von Aquin erster Lebensbeschreiber und Schüler Wilhelm von Doeco erzählt, daß Thomas einst als zartes Kind durch nichts zu bewegen war, ein mit dem Grusse Ave Maria beschriebenes Blatt aus den Händen zu geben, sondern es an die Lippen brachte, um die heiligen Worte gleichsam einzusaugen, wie die Biene sich auf die Blume setzt, um Honig daraus zu schöpfen.

## Präludien zur Jahrhunderts-Wende-Feier.

Das „Mainzer Journal“ schrieb am Sylvesterabend 1897:

**M**it Riesenschritten eilt die Zeit, gehen die Jahre vorüber, und wenn der Sylvesterabend zum zweiten Male wiederkehrt, ziehen wir nicht mehr blos an einer Jahres-, sondern Jahrhunderts-Wende. Wie lange und wie viel hat man schon vom fin de siècle, vom Ende des 19. Jahrhunderts gesprochen, geschrieben und prophezeit, und jetzt sind wir ihm schon so nahe!

Was man an dem zu Ende gehenden Säculum auch tadeln und beklagen mag, es wird jedenfalls als ein großes, in h a l t s r e i c h e s Jahrhundert bezeichnet werden müssen, und es in seiner ganzen Bedeutung und Größe zu schildern, wird selbst einem Riesengeiste nur schwer gelingen. Man hat ihm ein schlimmes Ende, einen „Untergang in Blut und Feuer“ prophezeit, la debacle, einen großen „Sturz“ und Zusammenbruch — möge ihm ein schöneres und besseres Finale beschieden sein und möge es wie ein Jahrhundert des wahren Heils, des Friedens und des Segens s i c h l i e ß e n und die ganze Christenheit mit einem dankbaren Te Deum seine Schlussfeier in Friede und Freude begehen können!

Wir haben es mit Freude begrüßt, daß von katholischen Männern Italiens der Vorschlag gemacht worden ist, es solle die ganze katholische Welt den Schluß dieses Jahrhunderts mit einer großen r e l i g i ö s e n Dankesfeier begehen. Sich berufend auf die Worte des Heiligen Vaters in der Encyclica Praeclara vom 24. Juni 1894: „Das Ende des vorigen Jahrhunderts ließ Europa mit Ruinen bedeckt und zitternd in der Gewalt der Revolutionen; warum sollte nicht im Gegentheile hierzu das Jahrhundert, welches sich seinem Ende naht, dem Menschengeschlechte als Erbe Unterpfländer der Eintracht und die Hoffnung auf

die in der Einheit des Glaubens enthaltenen unschätzbaren Güter überliefern?“ — hat ein zu genanntem Zwecke unter dem Voritze des Grafen Acquaderri gebildetes Komitee sich mit der Bitte an den Heiligen Vater gewendet, er möge dem Vorhaben seine „väterliche Approbation“ und seinen apostolischen Segen“ ertheilen. P a p s t L e o XIII. hat unterm 18. Juli 1896 diese Bitte „gern“ erfüllt und dann hinzugefügt: „Obgleich die Frömmigkeit der Gläubigen bereit sein soll, gebührende Dankesgaben der göttlichen Vorsehung für die großen Wohlthaten abzustatten, mit denen sie uns überhäuft, so ist es doch noch viel mehr nöthig, daß sie sich bestreben, die göttliche Barmherzigkeit durch inständiges und stehentliches Gebet auf die leidende Menschheit herabzuziehen. Möge es dem Vater der Güte gefallen, die Seufzer der Beter zu erhören, möge er, verjöhnt durch das Blut Christi des Heilandes, sich erheben und seines Volkes erbarmen!“

Dieser Vorschlag zu einer religiösen Jahrhunderts-Wende-Feier hat in der katholischen Welt freudigen Anklang gefunden, und wir zweifeln nicht, daß er zur Ausföhrung kommen werde. Als auf dem Landshuter deutschen Katholikentag Sr. Durchlaucht Fürst Löwenstejn von dieser beabsichtigten, vom Heiligen Vater genehmigten Feier Mittheilung gemacht hatte, erklärte Präsident Dr. Bachem unter dem Beifalle der Versammlung: „Wir werden bei dieser schönen Feier alle am Platze sein und zeigen, daß wir auch dieses Jahrhundert als ein christliches charakterisiren wollen.“ Der Gedanke ist edel, erhaben und recht zeitgemäß, und wenn gehörig vorbereitet, könnte und sollte er in seiner Realisirung zu einer Kundgebung des christlichen Glaubens, zu einer Triumphfeier Jesu Christi, zu einer Manifestation des Dankes, der

Treue und der Liebe gegen den König der Könige, gegen den Herrn der Zeit und Ewigkeit sich gestalten, zu einem Königstag, großartig, univervell begeistert, feierlich und festlich. (Das Wie, der Festfeier und der geistigen Vorbereitung auf dasselbe wird demnächst durch Cardinal Jacobini, den vom Heiligen Vater bestellten Protector des frommen Unternehmens der Huldigungsfeier, in einem Programme der katholischen Welt mitgetheilt werden.) Eine solche Feier wäre eine herrliche Erfüllung des Wortes aus dem Buche der Könige, das die katholische Kirche in der Vesper am Christabend betet: „Es ist verherrlicht worden der Friedenskönig über alle Könige, nach seinem Angesichte sehnt sich die ganze Erde.“ Eine solche Feier müßte „verjöhnen und wenigstens in der christlichen Menschheit wirken—sie wäre ein lauter Friedensruf, wie der Dichter ihn angenommen:

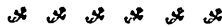
Ich höre in der Zukunft dunklem Schooß  
Die Kriegsdrommete leise schon verhallen,  
Die Christusstimme „Frieden“ hör' ich  
groß  
Und feierlich wie Glockenton erschallen.

Gerade das Jahrhundert, das so viele Christusleugner, einen Strauß und Renan gesehen, das so oft den Ruf gehört: „Jesus ist todt!“—wo man so oft schon, um mit Heine zu reden, „dem sterbenden Christengott das Zünglein läuten wollte“ und dem „überwundenen Christenthum“ schon so viele Leichenreden

gehalten hat—gerade dieses Jahrhundert soll mit einer großen Christusfeier, mit einer großen Triumphfeier des Christenthums, mit dem lauten, feierlichen Bekenntniß der Christenheit abgeschlossen werden: „Jesus lebt“ — „Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit—Christus siegt, Christus regiert, Christus herrscht!“

Diese Feier sollte eine große Sühne werden für all' die Sünden und Verbrechen, die das 19. Jahrhundert gegen den Gesalbten Gottes und Seine heilige Kirche begangen hat.

Die christusfeindliche Welt mag freilich erschrecken vor einer solchen christlichen finde siecle Feier: sie mag knirschen vor Wuth, wenn sie hören und sehen muß, daß das Reich und Königthum Christi noch immer nicht erschüttert und vernichtet, daß so viel Müh' und Kampf dagegen vergeblich gewesen—aber die Engel Gottes im Himmel und alle Kinder Gottes auf Erden, die guten Willens sind und Christum lieben, müssen sich freuen, wenn das 19. Jahrhundert gleich den Gebeten der Kirche mit einem Per Dominum nostrum Jesum Christum abgeschlossen, und das 20. Jahrhundert mit der Huldigung, Weihe und Widmung eröffnet werden wird: Regi saeculorum immortali et invisibili honor et gloria — dem unsterblichen und unsichtbaren Könige der Zeiten sei Ruhm und Ehre!“



Unser glorreich regierender Papst Leo XIII. erblickte in dem ruhigen italienischen Berdichen Carpineto in den Volkskerbergen das Licht der Welt, wo er auch unter dem Schutze einer zärtlichen und scharfblickenden Mutter, unter der Autorität eines weisen und frommen Vaters die ersten Lebensjahre verbrachte. Die Mutter schilderte in einem Briefe ihren Sohn Joachim Vincenz als

einen recht munteren, fast unruhigen Knaben, und den älteren Bruder Johannes Baptista als einen dem kirchlichen Leben ergebenen Knaben, der gern Mätre schnitzte. Merkwürdig—Joachim ward Papst und Johannes Baptista, geboren am 26. October 1802, war das einzige der sieben Kinder, das heirathete, zum Stammhalter der Familie wurde und den Namen Pecci in Carpineto fortpflanzte.

## Die Napoleoniden und die Kirche.

Das glorreiche Wirken der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert.



„Es ist ein König von Rom,“ jagte Napoleon am 2. März 1811, als endlich sein sehnlichster Wunsch nach einem leiblichen Reicheserben in der Geburt des Franz Karl Joseph Napoleon erfüllt wurde. Im kaiserlichen Palais herrschte die wildeste Freude. Wie zählte und jubelte ganz Paris, als der 22. (denn 21 hätten nur eine Prinzessin verkündet) Kanonenschuß bis zum 101sten folgte. Dem Reich war ein Kronprinz gekommen, dem Hause Bonaparte ein Träger der dynastischen Hoffnungen, dem neuen Weltreich ein künftiger Herrscher, dem ewigen Rom ein neuer König.

Welche Kette von Täuschungen!

Der Thron des Imperators war auf Blut und Leichen aufgeschlagen. Wie ein graufiges Meteor war er selbst aus dem Chaos der Revolution aufgestiegen. Es hat auch wohl andere das Gefühl des Unheimlichen bei der Betrachtung dieses außerordentlichen Mannes beschlichen, über den ein Neuerer jagt, daß man bewundern müsse, was man doch nicht achten, und hassen müsse, was man nicht verachten könne. Auch wir haben ihn in unseren enggezogenen Kreis hereinzubeschwören. Und gehört er etwa nicht hierher, ja würde er nicht von selbst kommen, dieser Coloss von Genie, Glück und Leidenschaft, von dem wir nicht zweifeln dürfen, daß die Natur ihn gerade so begabt und zusammengesetzt habe, damit er den Schlußstein der französischen Revolution machen und durch das furchtbare warnende Experiment einer e u r o p ä i s c h e n D i k t a t u r zur Gottesgeißel werde.

Er ragt mit seiner dämonischen Leidenschaft, mit seinem überwältigenden Genie, mit seinem wunderähnlichen Glücke weit über das Alltägliche hinaus gegen die Höhen hinauf, wo die Geschichte der Welt gewoben werden, und so steht er einsam

und maßlos, von seinen Zeitgenossen zum Himmel erhoben oder zur Hölle verflucht, noch heute wie eine ungeheurs eiserne Denk- und Warnungssäule dar.—Er hat die Zügel eines scheu gewordenen Rosses ergriffen und sich glücklich auf dasselbe geschwungen; er ist mit seinen egoistischen Selbstherrlichkeitsplänen ein Robespierre a cheval genannt worden; aber durch Triumphe verblindet und fortgerissen, von Lissabon bis Moskau seine siegreichen Adler tragend, ein zweiter Alexander, stürzt er endlich und erliegt er der Strafe alles Uebermaßes.

Der mit eiserner Hand die Grenzlinien der Staaten verwischte, mit einem Federstriche allehrwürdige Dynastien aus den Blättern der Geschichte tilgte, der schreckte auch vor dem Sakrilegium nicht zurück, den Papst seiner Krone zu berauben, ja den Statthalter Christi in das Schranzenthum seines Hofes herabzuwürdigen. Da traf ihn das Strafgericht des Ewigen.

„Es ist ein König von Rom!“

So mochte er wohl sagen, der das Patrimonium Petri als Provinz seinem Reiche schon einverleibt hatte und den hl. Vater in unwürdiger Gefangenschaft hielt. Trug er sich ja mit dem Gedanken, die Kirche zur Meze des Staates zu machen, und wie sich selbst, so jedem seiner Satrapen, einen Pontifex Maximus, einen Staats-Hohepriester zu unterstellen. Und darum jetzt ruft er im Rausche seines Uebermuthes: Ein König von Rom ist uns geboren! Phrasen, Thorheit und Lüge!

Das römische Königthum ist das einzige von Gottes Gnaden; denn die Tiara des Papstes umstrahlt die göttliche Autorität selbst. Seit dem Beginne der christlichen Zeit geht alle Macht und alle Würde vom Throne des Statthalters Christi auf Erden aus. Wie Christus mit seinem Blute die ganze Welt erlöst hat, so hat sein erster

Nachfolger, der Fürst seiner Apostel, Petrus, Rom durch sein Martyrium zum ewigen Rom der Christenheit geweiht. Als der erste Papst, erschüttert durch die Greuel der Neronischen Christenverfolgung und demüthigt durch den Untergang der ersten Gemeinde in der Tiberstadt, den Staub Roms für immer von seinen Füßen zu schütteln gedachte und zur Via Appia hinausschritt, da kam ihm der Heiland in einer hl. Vision entgegen.“ „Quo Vadis, Domine“ rief er ihm entgegen und Jesus antwortete: „Ich gehe nach Rom, um mich dort nochmals kreuzigen zu lassen.“ Die Erscheinung schwand, aber Petrus hatte nur zu wohl die Worte seines Meisters verstanden. Er kehrte nach Rom zurück und weihte durch sein Blut die Weltstadt zum ewigen Stuhl Petri. Seitdem sind zwei Jahrtausende dahingegangen, und die mächtigsten Ereignisse und gewaltsamsten Erschütterungen der Welt konnten dem ewigen Rom die Palme der Verjüngung nicht entreißen.

Schon der erste christliche Imperator, Constantin der Große, verlegte seine Residenz vom Ufer der Tiber nach dem Goldenen Horn; denn sein frommes Herz mochte ihm gesagt haben, daß neben der Krone des hl. Petrus in Rom auch der größte irdische Glanz erbleiche.

Von denselben Empfindungen mag Karl der Große beseelt gewesen sein, als er nach St. Peter wallfahrte, um dort aus den Händen des glorreichen Papstes Leo die Bestätigung seiner Würde und die Göttergnadigung seiner Herrschermacht zu empfangen. Und durch alle Jahrhunderte des christlichen Mittelalters ging alle Machtfülle und weltliche Autorität vom Stuhle Petri aus. Die mächtigsten Kaiser und Könige fanden dort die Salbung und Weih. ihrer Scepter, und alle Nationen und Völker blickten mit Verehrung und Liebe zum Stuhle Petri hinauf, auf dem der Hohepriester des neuen Bundes, der wahre König von Gottes Gnaden, der oberste Richter und Hüter der Rechte Aller saß.

Aber zu Beginn des 19. Jahrhunderts

war der Glanz Roms in den Augen der entchristlichten Welt verblichen und die weltliche Kaiserherrlichkeit von Roms Gnaden zu Grabe gegangen. Ein Cäsar war der Welt wieder erstanden und Napoleon herrschte wieder im Allmacht-Dünkel der römischen Kaiser. Seine Regierungs-Maxime war: Alles für das Volk und nichts durch das Volk. Der Cäsar war omnipotent; er war der Ausfluß und Diktator des Rechtes, und seine Macht war autokratisch. Er war der Höchste, der Einzige und neben ihm mußte sich Alles unterordnen. So schaltete er willkürlich über Fürsten und Völker, über Throne und Reiche. Ganz Europa troß von Blut. Wurde ihm doch das ruchtlose Wort in den Mund gelegt: Daß er jeden Tag tausend Menschenleben zu verzehren habe. Wahrlich nicht ein Goldenes Kalb, sondern ein unerfättlicher Moloch war Herrscher der Welt geworden und ungezählte Hekatomben von Menschen fielen ihm zum Opfer. Auch mit dem Heiligsten, mit der Religion des Volkes und dem Glauben der Welt trieb er Spott. Forderte er doch bei seinem Siegeszuge durch Aegypten die Scheiks und Alemen's auf, das Volk zu befehlen, daß Bonaparte's Feinde weder in dieser noch jener Welt Zuflucht fanden, denn das Schicksal leite alle seine Unternehmungen und alle ständen unter der Gewalt des Verhängnisses. Er machte, auf orientalische Weise sitzend und sich so wiegend, in der Wüste zu Kairo ein Fest und die Visionen des Propheten mit und setzte seinen Befehlen das bekannte: „Es ist kein Gott als Gott und Mohammed ist sein Prophet“ vor.

Kein Wunder, daß er bei seinem Zuge durch Kleinasien das nahe Jerusalem nicht einmal sehen wollte.

Die Religion Christi sollte in seinem Reich nur als Polizei-Institut und als Beherrscherin der Gewissen dienen. Sie sollte dem Volke Unterwürfigkeit und Gehorsam lehren und der Papst sollte nur als Stütze an seines Thrones Stufen stehen. Darum annullirte er die Existenz des Kirchenstaat

tes, darum hielt er den Papst in Fontainebleau gefangen, darum sollte der Kronprinz seines Reiches König von Rom heißen.

Aber es kam anders. In demselben Schlosse zu Schönbrunn, in dem er das Tretet unterzeichnete: Der Kirchenstaat hat aufgehört zu existiren, wurde später seine eigene Abjuration besiegelt. Und unmittelbar nach dem Tage der Auflösung des Kirchenstaates wurden seine Regimenter bei Aspern und Wellingburg zusammengeschnitten. Sein Glück hatte ihn verlassen.

Als Papst Pius VII. den öffentlichen Bann über ihn verhängte, da höhnte er: daß der Blitzstrahl des Vatikans seinen Grenadiereu doch nicht die Gewehre aus den Händen schlagen könne. Der Thörichte! Schreibt doch selbst ein protestantischer und nichts weniger als kirchlichgehimter Schriftsteller von seinem Zuge nach Rußland:

„Man darf das Unglück, welches mit Verheerung der russischen Grenze in Napoleon's Laufbahn hereinbrach, nicht als ein äußerliches Ereigniß ansehen, das seinen Uebermuth und seinen Ehrgeiz zufällig rächte. Er wurde hier von seinem Verhängnisse, das ihn emporgehoben, gestürzt; sein Schicksal mußte sich erfüllen. Derselbe Dämon, durch welchen er Italien eroberte, der ihn in die Wüsten Aegyptens führte, der ihn zur Dictatur und zum Kaiserthron trieb, der ihn in Spanien eine Million Menschenleben opfern ließ, derselbe naturgewaltige Drang nach Größe und Welt Herrschaft führte ihn auch in die Eisfelder Rußlands. Wie sonst faßte er alle Mittel zusammen, um dem Nebenbuhler seiner Macht den tödlichen Schlag zu versetzen und den Sieg zur Grundlage neuer Eroberungen und Entwürfe zu machen. Ein solcher schrankenloser, durch unerhörte Erfolge gestählter Wille berechnet die möglichen Wechselfälle wenig, verachtet den Rath Anderer, denen er sich überlegen weiß, und erfährt endlich seine Schranke an der physischen und moralischen Weltordnung. Die schauervollen Scenen des Feldzuges begannen schon in den ersten Wo-

chen. Eine drückende Sommerhitze und die Unmöglichkeit, so ungeheure Massen aus der Ferne genügend zu verproviantieren, erzeugten verheerende Krankheiten und uater den Bundesgenossen, welche dem Machthaber gefolgt waren, Unzufriedenheit. Zugleich erwachte der Volkskrieg in seiner schrecklichsten Gestalt. Die Einwohner entflohen und vernichteten oder verbargen die Vorräthe; der zurückweichende Feind verheerte sein eigenes Land und zündete Städte und Dörfer an, um den Franzosen jedes Hülfsmittel zu entziehen. Der Sieg bei Smolensk, 17. August 1812, und die blutige Schlacht an der Moskwa, 7. September, nach welcher 30,000 Leichen das Schlachtfeld bedeckten, öffneten endlich 15. September dem erschöpften und gelichteten Heere Moskau, wo Napoleon einen Ruhepunkt bis zum nächsten Frühjahr zu finden hoffte. Doch der Brand dieser ungeheuren und an Hülfquellen reichen Stadt vereitelte mit Einem Schlage alle Hoffnungen und Berechnungen. Nachdem Napoleon in den rauchenden Trümmern der Stadt rathlos einen ganzen Monat vernarrt und dem täglich wachsenden Feinde vergebens den Frieden angetragen hatte, entschloß er sich, mit seinen entmuthigten Truppen an die Dwina und den Dniepr zurückzuziehen. Der Rückzug begann 15. October bei günstigem Wetter; allein schon Anfang November trat eine ungewöhnliche Kälte ein, die bald auf 15—20 Grad stieg und durch welche sämmtliche Pferde in einigen Nächten hinweggerafft und ganze Corps wehrlos gemacht und dem Tode oder dem auf allen Seiteneindringenden Feinde preisgegeben wurden.“

Fortan ist die Weltgeschichte nur noch Zeuge des raschen Sturzes des Titanen. Am 4. April 1814 unterzeichnete er seine Abdankung in demselben Fontainebleau, an demselben Tische, wo er den hl. Vater gezwungen hatte, der Rechte der Kirche Gottes zu entsagen. Hier in Fontainebleau, wo

er ein letztes Mal den Papst und die Cardinäle auseinander gerissen, sieht er sich von Weib und Kind getrennt, für immer, um sie auf dieser Erde niemals wieder zu sehen.

Am 5. Mai 1821 starb der Gewaltige auf der Meer verlorenen Insel St. Helena. Temporär wurde seine Leiche auch auf diesem Eilande beigesetzt. Tausende haben das Grab dieses, an den Felsen geschmiedeten Prometheus besucht, dies und das gedacht und gesagt. Auch ein englischer Sergeant führte seinen Sohn dahin, kniete nieder und sprach: "My son, there lies, what was Napoleon the great."—Im fernem Rom aber herrschte als König seiner freien Staaten, als Hirte der Kirche und als Stellvertreter Gottes der glorreiche Märtyrer-Papst, Pius VII.

Napoleon II. spielte in der Geschichte keine Rolle. Er starb, ohne Kaiser der Franzosen oder gar König von Rom geworden zu sein. Auf ihn passen tügliche die schönen Worte, welche der englische Dichter Shyless auf den frühverstorbenen Sohn des Königs Georg III. von England gedichtet hat:

„Kurz war dein Lauf, jedoch ein langes  
Leid  
Nach des Allmächt'gen unerforschtem Rath.  
Er gab im Strafen gnädig selbst, dir Zeit  
Zum Glauben, Hoffen, frommer Duldsam-  
keit  
Zum Pflegen jeder schönen Himmelsaat!  
Doch diese Welt war keine Welt für dich,  
Drum lenk' von deinem Pfad er väterlich  
Ruhm, Streit, Gewinn, der Freuden trüg'-  
richs Glück:  
Der Erde Lockung hält er dir zurück,  
Und heftet auf den Himmel deinen Blick.“

Napoleon III. ist der nächste aus der Familie Bonaparte, der die Welt mit seinem Ruhme erfüllte. Ein fabelhaftes Glück hatte auch ihn zu einer Weltstellung erhoben, wie sie selten ein Sterblicher inne gehabt hat. Aber auch unter dem Imperatoren-Diadem blieb er der unverbesserliche, tollkühne Revolutionär, als welcher er sich schon als Jüngling gezeigt hat. Die Geschichte seiner Regierung ist zu neuen Datums und allbekannt, so daß wir nicht in's Detail zu gehen haben.

Das französische Kaiserthum stand seit dem Pariser Frieden vom 30. März 1856 auf der Höhe seiner Macht und Weltstellung. Sein kriegerischer Ruhm, die Glorie, war gewonnen und gerettet und die französische Diplomatie hatte sich das entscheidende Wort vor Allen in Europa errungen, nachdem Rußland auch nach dieser Seite hin seine übermächtige Rolle eingebüßt hatte. Die Demüthigung Rußlands war ein Triumph für die napoleonische Idee, die Alma die Rache für die Bereszlina. Seine erste Lauge hatte der Kaiser für das europäische Gleichgewicht gebrochen gegen den Koloß des Ostens, dessen Drohungen für Europa immer bedenklicher wurden. Ohne Programm, ohne Formel ging Napoleon III. nie an's Werk. Indes hatte die auswärtige Politik des zweiten Kaiserthums nur das eine Ziel, die Suprematie Frankreichs in Europa zu sichern und dadurch der napoleonischen Dynastie feste Wurzeln im eigenen Lande zu geben.

Zu Betreff der inneren Politik des Kaiserthums begegnen uns keine hervorragenden Eigenhümlichkeiten.

Noch mehr schmückte den Franzosen der Besuch hoher fürstlicher Persönlichkeiten bei dem Hofe der Tuileries. König Wilhelm von Württemberg, Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, Prinz Oscar von Schweden, Prinz Adalbert von Bayern, Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen genossen 1856 die Gastfreundschaft Napoleon's und Frankreichs in den Tuileries oder in den Schlössern St. Cloud und Fontainebleau; außerdem wurde die Ankunft des Großfürsten Constantin von Rußland für das Jahr 1857 angesetzt. Es war gewiß nicht bloß Zufall und Neugierde, was diese Männer, welche den ältesten Dynastien angehörten, in die Umgebung des Nachfolgers Napoleon's I. führte; es war eine Art von unfreiwilliger Huldigung, die sie Frankreich und seiner Regierung zufolge eines großen Kampfes darbrachten, in dem sich Frankreich, sei es durch die Diplomatie oder durch den Krieg, zu einer solchen Höhe em-



porgeschwungen hatte, daß selbst die stolzeſten Höfe Europa's mit ihm die alten Bande wieder anknüpfen wollten, welche die Revolution von 1848 gewaltſam zerriffen hatte. Hierbei fehlte es natürlich nicht an großem militäriſchen Gepränge des ſiegreichen kaiſerlichen Frankreich.

Mit außerordentlicher Pracht wurde auch am 14. Juni 1856 die Taufe des kaiſerlichen Prinzen in der Kirche Notre-Dame vollzogen. Cardinal Patrizi vertrat Pius IX. als Pächter des Prinzen. Es ſollte dies ein Freudentag für ganz Frankreich als Pfand der Dauer der napoleonischen Dynaſtie ſein. Daher übernahmen der Kaiſer und die Kaiſerin die Pächterſtellen für alle im Lande am Geburtstage des kaiſerlichen Prinzen geborenen Kinder, jaſt 4000 an der Zahl; tauſend Gefangene erhielten die Freiheit u. ſ. w. Unter der Leitung der Maires von Paris wurde eine Subſkription von 5—20 Centimes eröffnet, um der Kaiſerin und dem Prinzen einen Beweis der Sympathie zu geben; es floß die Summe von 60,000 Franks, zu welcher der Kaiſer aus der Civillifte noch die Rente von 30,000 Franks hinzufügte; die ganze Summe ſollte zur Stiftung eines „Waiſenhanſes des kaiſerlichen Prinzen“ verwendet werden. Nach der Taufe hatte ſich das kaiſerliche Paar auf das Stadthaus verſetzt, wo ihm ein Bankett gegeben wurde, an dem auch 86 Biſchöfe Theil nahmen. Einige Tage nach dieſen Feſtlichkeiten wurde in Gegenwart des ganzen Hofes auf dem Altare der Tuillerieskapelle ein goldener Roſenſtock mit der vom Papſte geweihten und der Kaiſerin verliehenen goldenen Roſe aufgeſtellt.

So ſtand Napoleon III. im Zenithe ſeiner Herrlichkeit. Er hatte den Franzoſen alles gegeben, was ihrer National-Eitelkeit ſchmeicheln konnte: Die Führerſchaft in der Weltpolitik, kriegeriſche gloire und einen Thronerben als Träger ſeiner Dynaſtie. Doch all dieſes Glück war nur hohler Schein, ein Sodoms-Apfel, welcher in den folgenden Stürmen zu Staub zerfiel. Ja,

im Grunde war der Nerv ſeiner Herrlichkeit ſchon im Jahre 1860, im Jahre des Vertrags von Caſtelfidardo und als er ſich an dem welt-hiſtoriſchen Eckſtein den Fuß geprellt hatte, unheilbar erſchlittert. Er hatte da Größeres unternommen, als der monarchiſchen Revolution und was nur der blutrothen zu bewältigen vergönnt iſt. Doch ſchien er lange noch wie der gebietende Geiſt über den Waſſern zu ſchweben, bis die ſchillernde Blaſe plötzlich platzte. Die Schwächung Oeſterreichs, die Schaffung der preußiſchen Hegemonie in Deutschland, die Perfidie gegen den Papſtkönig Pius IX. war ſein Werk. Es gereichte dem Mitverſchworenen der Carbonari, dem Geheimbündler und Kirchenfeinde weder zur Ehre noch zum Segen. Wie hatte einſt die Welt mit Schrecken zu dem gekrönten Emporkömmling hinaufgeſchaut, als er zum erſten Male ſich offen an die Spitze der Propaganda ſtellte für die modernen Ideen von der Volkſouveränität und dem Nationalitätenprinzip. Bald ſtand dieſes reformirende Weltgenie vor ſeinem eigenſten Werk verlegen und geängſtigt. Der berühmte Biſchof Dupanloup hatte ſchon im Jahre 1866 in ſeinem Hirtenſchreiben geſagt: „Man wird mich, wenn man will, einen Unglückspropheten nennen, aber was ſich in Europa vorbereitet, iſt ſchrecklich; ich werde es vielleicht nicht mehr ſehen, aber ich kündige es an.“

Und am 1. Juli 1867 ſagte der glorireiche Pius IX. gelegentlich des Empfanges einer Deputation aus hundert Städten Italiens im Geſühle tiefer Kränkung und prophetiſchen Geiſtes:

„Dort auf jenem Felſen (nach Caſtell San Angelo zeigend) ſteht der Engel, der Niederwerfer der Dämonen, das Schwert in der Scheide; ſo zeigte er einſt an dieſem Tage dem Volke das Aufhören der Peſtilenz an. Auch heute ſehe ich ihn auf Gottes Gebot das Schwert in die Scheide ſtecken, denn mit heute beginnt die Stunde der Erbarmung. Beim Beginn dieſes Jahrhunderts wurde an dieſem Tage einer mei-act

Vorgänger entthront und mußte in's Exil wandern, verfolgt von denselben Feinden, welche heute unter dem Vorwande der Größe des Vaterlandes unsern heiligen Glauben aus dem Herzen reißen möchten. An dem heutigen Tage; denn er hat in seiner Vigilie begonnen (2. Juli 1849)—300000 Befreiungstruppen in diese heilige Stadt ein und zerstreuten die Feinde Gottes und der Kirche, die in diesem Rom, dem Mittelpunkte der katholischen Christenheit, das Reich Christi zerstören wollten. Man hielt diesen Tag für einen Unglückstag für Rom; ich sage, daß die Stunde des Triumphes begonnen hat.“—

Napoleon mußte *va banque* spielen, um sein Prestige zu retten und den stürzenden Thron zu stützen. Das konnte er nur durch einen siegreichen Krieg. So warf er Preußen-Deutschland den Fehdehandschuh hin. Da traf ihn das verschuldete Gottesgericht. Am 2. September des Jahres 1870 mußte er sich seinem siegreichen Gegner gefangen geben. Damit war er auch seines Thrones verlustig. Aber sein verhängnißvolles Werk war noch nicht zu Ende. Am 19. September schloß sich der eiserne Gürtel der deutschen Heer um Paris. Am darauffol-

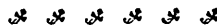
genden Tage wurde der hl. Vater, all seiner weltlichen Macht beraubt, der Gefangene im Vatikan.

Wie wir wissen, starb Napoleon III. verachtet und vergessen als Verbannter in England. Sein einziger Sohn, der Träger der dynastischen Hoffnungen, fiel im Kampfe gegen die Zulu's in Afrika; nur die einst so herrliche Kaiserin Eugenie lebt noch, eine trauernde Niobe, und als weiterer Zeuge der Schmach der Napoleoniden, die geistum-nachlete Kaiserin Charlotte von Mexiko.

Nach der große und hl. Papst Pius IX. ging zu Grabe, aber das Papstthum lebt.

Trotz der Ränke der Feinde Christi stieg Leo XIII. auf den Stuhl Petri. „Lumen in caelo“ nennt ihn die Prophetie. Sein Licht strahlt heute noch von Pol zu Pol und geht, wie das der Sonne, rings um den Kreis der Erde: überallhin Licht und Wärme und Leben tragend.

Zwar wurde ihm der geraubte Kirchenstaat noch nicht zurückgegeben. Der angebrochene Tag der Strafe ist somit noch nicht beendet. Denn die Tage Gottes werden nicht gemessen mit dem Maßstabe der menschlichen Zeit: Rom ist das Kreuz des Papstthums und, vergessen wir nicht, im Kreuze allein ist Sieg.



Wir sterben nicht, wir hören durch den Tod nur auf, sterblich zu sein.

Gleichwie auf Gemälden das heiligste Herz Mariens ein Kranz von weißen Rosen umgibt, so entblühen der Betrachtung seines Werdens gar nützliche und heilsame Anmuthungen und Nutzenwendungen.

Unter dem Herzen Mariens ruhte der menschgewordene Sohn Gottes so lange Zeit; unter demselben begann sein menschliches Herz zu schlagen, sein menschlicher Leib sich zu entwickeln; der Pulsschlag ihres Herzens gab dem seinigen das Leben; ihr Herzgluth erwärmte das seinige; mußte daher nicht das Herz in Maria das schönste gewesen sein?

Der Allmächtige hat Maria geschafften und eigens zu dem Zwecke gebildet, Mutter seines eingeborenen Sohnes zu werden.

Wie schön wird er daher die Augen dieses Geschöpfes gebildet haben, weil sie in das göttliche Antlitz blicken durften, in das zu schauen selbst die Engel gelüftet? Wie süß wird er den Mund dieses Wesens geschaffen haben, dessen Lippen das göttliche Kind so oftmals berührt und geküßt? — Wie zart wird er die Hände dieser Jungfrau geformt haben, die bestimmt waren, den Heiland der Welt zu tragen, zu führen, zu kleiden, zu nähren! — wie reizend wird er das Antlitz dieses irdischen Engels gestaltet haben, dessen Züge so viele Aehnlichkeit mit denen seines menschgewordenen Sohnes haben sollten!